115

SONDERABDRUCK AUS:

BAND 21  HEFT 1 bis 4

8

SUDHOFFS ARCHIV FÜR GESCHICHTE DER MEDIZIN

HERAUSGEGEBEN VON

HENRY E. SIGERIST



LEIPZIG / 1929

VERLAG VON JOHANN AMBROSIUS BARTH

Das Archiv erscheint vierteljährlich. 4 Hefte bilden einen Band im Umfang von 25 Bogen
Preis des Bandes Rm. 25.–, bei direkter Zustellung einschl. Porto im Inland Rm. 25.60, im Ausland Rm. 26.–

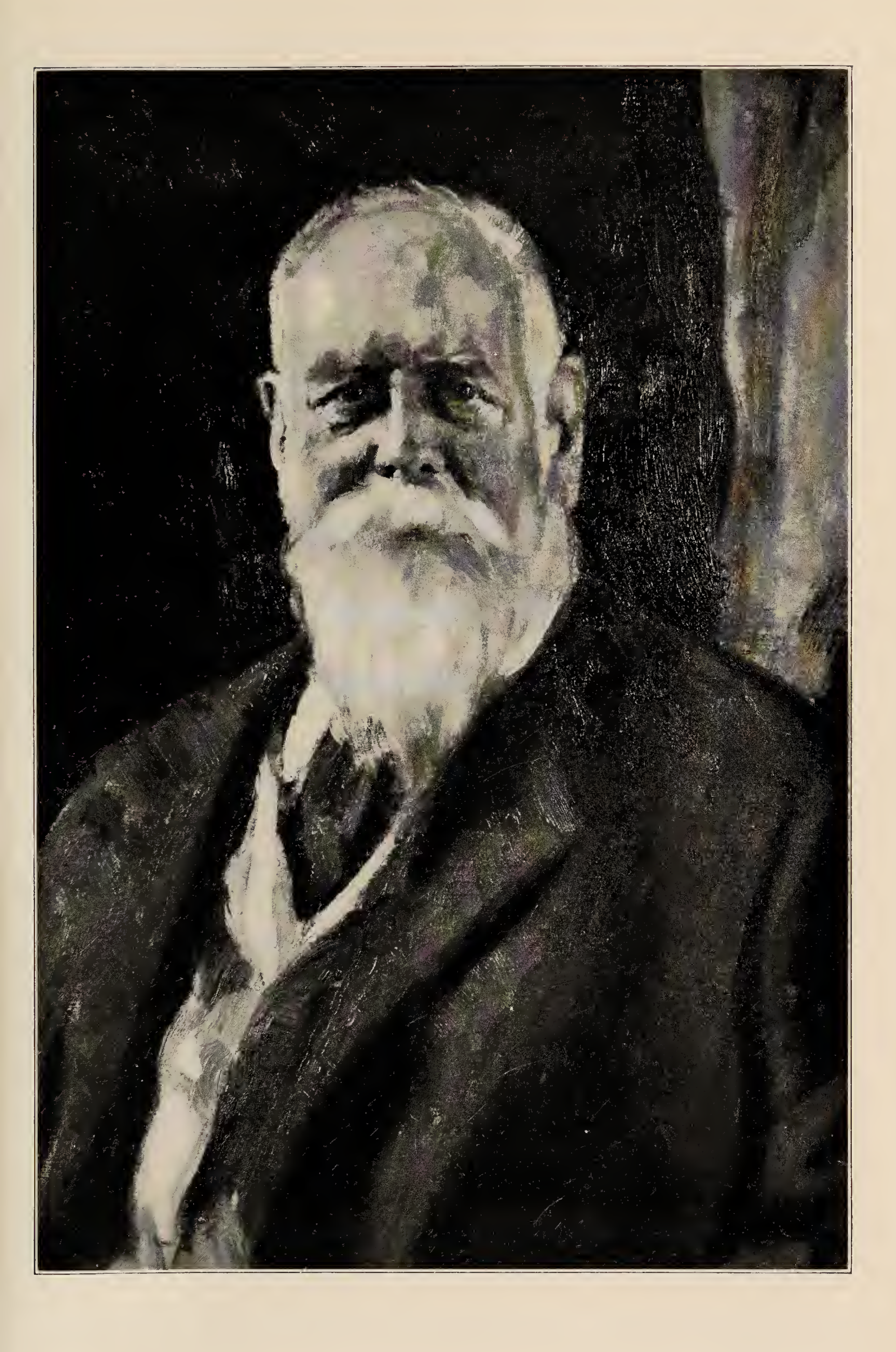
AUSGEGEBEN AM 10. MAI 1929

Arch. Gesch. Med.

Inhaltsverzeichnis

Abhandlungen

(Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.)



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Wellcome Library

https://archive.org/details/b30627874

2415

Sonderdruck aus
„Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin“.
Bd. 21. 1929.
Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig.

Aus meiner Arbeit.

Eine Rückschau.

Wenn man eine hohe Zahl von Jahren erreicht und dabei rüstig und arbeitsfähig bleibt, so kann man das wohl als ein freundlich Geschick bezeichnen. Darin auch einen Anlaß zu finden, Rückschau auf sein Leben zu halten, mag schon nicht ganz unumstritten bleiben. Jedenfalls spielt da schon Subjektives stark mit hinein, mehr noch, wenn auch die Forderung erhoben wird, das Rückgeschaute aufzuzeichnen und gar für andere, nicht nur für sich selbst und die allernächsten Angehörigen. Es ergeben sich da mit Notwendigkeit Einschränkungen und zwar um so stärker, je zarter geartet die innere seelische Struktur des Schreibenden ist, ohne daß damit ein Maßstab von Allgemeingültigkeit sich aufstellen ließe, oder gar ein solcher für den psychologischen Wert des Verschwiegenbleibenden. Ungeschrieben bleibt gewiß vieles vom Persönlichsten, weit mehr vielleicht noch, wenn man ganz speziell für die engeren Fachgenossen schreibt, wie es in solchem Nachwort für eine Reihe gesammelter Abhandlungen gilt.

Solche Erwägungen stürmten auf mich ein, als ich auf besonderen Wunsch daran ging, diese Selbstschilderung zu schreiben, und sie ließen sich nicht einmal kurzerhand erledigen. Ich zauderte einige Tage und stellte mich anders zu der Sache ein, als ich ursprünglich gedacht hatte. Das Ergebnis war, daß ich diese Aufzeichnungen nicht, wie ich im ersten Angriff dachte, „Aus meinem Leben“ überschrieb, sondern „Aus meiner Arbeit“. Wer in mir nur ein Arbeitspferd von besonderer Leistungsfähigkeit sieht, wird die Summe des beiseite Geschobenen nicht hoch anschlagen, und das werden ja wohl die meisten sein. Sie werden auf ihre Rechnung kommen. Die diesmalige Rechnungsablage wird für mich vereinfacht, und ich kann mir das Zurückbleibende für ein andermal aufheben, wenn es nicht so halb und halb als bestellte Arbeit anmutet, sondern für beschaulich versunkene Stunden, die — vielleicht niemals kommen in der mir noch verbleibenden Lebensspanne.

Von Wert für die Arbeit eines Menschen ist auch sein Herkommen. Vom Vater hatte ich wenig darüber vernommen, es aber für mich und die Meinen schließlich restlos aufgeklärt, erst nachdem ich schon rund 2 Jahrzehnte in Leipzig war. Grundlage für meine Nachforschungen war ein standesamtlicher Auszug vom Juni 1904, aus Luxemburg (État civil de la ville de Luxembourg), den ich mir damals über die Vermählung meines Großvaters von dort beschafft hatte. Es ging daraus hervor, daß jener am 13. Januar 1793 in Eilsleben als Großbauernsohn geboren sei. Davon ausgehend war es verhältnismäßig leicht, an der Hand der erhaltenen Kirchenbücher die Vorfahren bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts als Großbauern eines Dorfes von 5 größeren Bauernhöfen nachzuweisen, im südlichsten Braunschweig, durch die die Missaue fließt, an der 747 der Zug Pipins ins Sachsenland zum Stillstande kam: „bei Skahaningi, am Bache Missaho," direkt östlich also von Schöningen im uralten Niedersachsenlande. Meine Vorfahren kann ich dort in ununterbrochener männlicher Linie durch neun Geschlechter zurückverfolgen. Als mein Urgroßvater den alten Vollspännerhof als jüngerer Sohn verließ und in den Hof eines „Großackermanns" in Eilsleben bei Magdeburg hineinheiratete, wurde der alte Sudhoffshof nach den Grundakten des Amtsgerichtes in Schöningen mit acht Pferden bewirtschaftet. Das Wohnhaus steht noch, ebenso Scheuern und Stallungen, das Ackerland ist aber von einer Braunkohlengewerkschaft angekauft und großenteils schon in Abbau genommen, sonst hätte einer meiner Söhne den alten Erbhof schon zu kaufen versucht. Wichtiger als alles dies ist aber die absolut zweifelsfrei durch das in Wolffenbüttel lagernde Kirchenbuch festzustellende Tatsache, daß kein einziger aus dem Großbauerngeschlecht meiner Vorfahren an der Universität Helmstedt, die noch nicht 2 Wegestunden nördlich gelegen ist, studiert hat. Der Erste in diesem hochgewachsenen blauäugigen blonden Niedersachsengeschlechte, der an einer Hochschule immatrikuliert war, ist meines Wissens mein dunkellockiger Vater gewesen (Allgemeine Deutsche Biographie 37, 127—129), dem ich von einer rheinischen Mutter als reformiertem Pfarrer in Frankfurt a. M. am 26. November 1853 in der Weißfrauenstraße 7 als einziger Sohn (zwischen 2 Schwestern) geboren wurde.

Mag sein, daß durch die Großmutter aus Luxemburg anderes Leben in das Niedersachsentum gekommen ist; ihr Bruder war Professor der Mathematik in Löwen und Brüssel (mein Vater hat

ihn sehr geliebt) und ihre Neffen sollen namhafte Künstler gewesen sein, wie auch der einzige Bruder meines Vaters künstlerisch begabt war. Auch meine rheinische Mutter war sicher auf meine Geistigkeit nicht ohne Einfluß, schon durch die Blutmischung. Doch die niedersächsischen Vorfahren hatten gleichfalls nicht nur geronnene Milch in ihren Adern gehabt, das weisen die an sprechenden Eintragungen nicht armen Pfarrbücher aus. Die „Bauermeister“ aus dem Sudhoffshof in Alversdorf, die manches Jahrhundert ihre Scholle an der Missaue bearbeitet hatten, waren nicht immer ganz nach dem Sinn der Buddenstedter Pfarrherren, wenn diese ihnen auch guten Verstand zugestanden.

Von den glücklichen Kinderjahren im Frankfurter Pfarrhause und -garten will ich schweigen. Den 1. Unterricht genoß ich zuhause und im Geisowschen Institut auf der Hochstraße, kam dann ins alte Frankfurter Gymnasium, zog mit dem wegen Krankheit in Ruhestand versetzten Vater nach Zweibrücken und ein Jahr später nach Kreuznach, wo ich in den alten Klosterräumen des Gymnasiums von Quarta bis zum Abitur unter dem Direktor Dr. Wulfert meine humanistische Ausbildung erhielt. Ich bewahre dieser Schule das dankbarste Angedenken, kann aber nicht sagen, daß ich vor der Prima ein besonders guter Schüler gewesen wäre. Schließlich war ich der Führer der Oberprima und der der Unterprima mein späterer Leibfuchs, der redebegabte nationalliberale Abgeordnete Albert Hackenberg. Mit ihm trieb ich eifrig mittelhochdeutsch in Prima, namentlich schmiedeten wir in köstlichen Stunden in den Lauben unserer Gärten, die Lieder Neidharts von Reuental in neuhochdeutsche Verse um, die niemals in Druck kamen. Es war die Zeit, wo ich davon zu träumen begann, daß ich einmal Bücher in nicht ganz geringer Zahl schreiben werde, die ich fast plastisch um mich herumsprießen sah — „Ahnungen von künftigen Taten“ — und mit Versen aus der Ilias spielte von großen Taten, die auch die Nachwelt noch kennt.

Das kann ich wohl in Wahrheit von mir sagen, daß ich in Sekunda und Prima bei der Sache war, in der Mathematik sowohl wie bei den alten Klassikern und bei Geschichte und deutscher Literatur. Ich war ohne mein Zutun schließlich der ausgesprochene Liebling des Ordinarius von Sekunda und des Direktors. Bei dem Ordinarius der Prima gab es so was nicht. Ein typischer gelehrter

Altphilologe der alten Schule, dessen Horazinterpretation für die meisten seiner Schüler zu hoch war, mir aber gewaltig imponierte. Der Direktor gab deutsche Literatur und Aufsatz, sowie die Interpretation der Ilias und des SOPHOKLES, die mir gleichfalls unvergeßlich sind. Mit ihm war ich durch eine Tat als Chronist der Klasse in Obersekunda bekannt geworden, die in meinen Augen harmlos, in seinen ein Abschaum von Schändlichkeit war. Er konnte dann gleichsam nicht von mir los und seine Geneigtheit ging schließlich so weit, daß er mir aus seiner feinen Bibliothek die neuesten germanistischen Ausgaben lieh, die in der Bibliothek des Gymnasiums noch nicht hatten angeschafft werden können. Er hatte offenbar mit Bestimmtheit erwartet, daß ich Germanistik studieren würde, wohin ja auch so sehr meine Liebhabereien gingen, daß ich auf der Universität noch althochdeutsche Übungen bei RUDOLF VON RAUMER mitmachte und auch andere seiner Vorlesungen hörte, der erste und einzige Mediziner unter seinen Hörern, weshalb ich bei ihm und seiner sehr gescheiten Tochter Adelheid einen besonderen Stein im Brette hatte. Mein Direktor hatte sich in den genannten Gedanken so hineingelebt, daß dem feinen Hamburger voller Selbstzucht auf meine Angabe nach bestandenem Abiturientenexamen, daß ich Medizin studieren wolle, eine Bemerkung entschlüpfte, die er eine Sekunde später gewiß gern ungesagt gemacht hätte.

Aber nicht nur Altdeutsch wurde fleißig gelesen und gearbeitet. War es doch die Zeit nach FRANZ PFEIFFERS „Freier Forschung", die ich noch besitze, wie BENECKES und LACHMANNS Anmerkungen zum Iwein, die eifrig durchgearbeitet wurden. Besonderen Eindruck machte mir WILHELM GRIMMS Graf Rudolf, den ich mir erstand, besonders wegen der Angleichung in manchen Dingen an die Handschrift, der Textergänzungen in Rotdruck und der Kenntlichmachung anderer Wörter in ihrer geringeren Lesungssicherheit durch dünnste Lettern. Doch wie gesagt, nicht nur Germanistik fesselte mich, ich las neben der Klassenlektüre alles mögliche, Lateinisches und Griechisches, ließ mir den ANAKREON durchschießen, versifizierte ihn deutsch, nahm eine Komödie des ARISTOPHANES vor und arbeitete sie ohne Kommentar und Übersetzung nur mit dem Wörterbuch durch, indem ich einen ganzen Sommer lang von 5—7 Uhr früh darübersaß, an meinem Fenster über der Nahe, die beneidenswert rasch unter der Morgensonne her dem Rheine zuströmte. —

Als ich (mit einer „Bedingung“!) nach Untersekunda versetzt war, bekamen wir einen neuen Mathematiklehrer. Der alte hatte von mir, „dem Frankfurter da“, etwas gehalten, großenteils zu Unrecht. Als ich mich aber ein einziges Mal bei dem neuen Lehrer blamiert hatte, war ich das Halbwissen leid, und in wenig Wochen war ich durch eigenes Wollen einer der besten unter den Mathematikern, und das blieb so bis auf die ersten Universitätssemester. Der neue Lehrer fühlte das Bedürfnis, das alte physikalische Kabinett des Gymnasiums gründlich durchzuarbeiten und wählte dazu die Samstagnachmittage unter Zuziehung von 3 Sekundanern, zu denen ich gehörte. Uns gefiel die Sache so gut, daß wir auf eigene Faust weiterarbeiteten, uns die „Schule der Physik“ zulegten und sodann bei einem von uns, bei dem im Hinterhaus ein ganzer Stock frei stand, unsere Werkstatt einrichteten und dort alles selbst herstellten, was uns interessant schien: Große Batterien, Elektrisierapparate, Galvanoskope, Unterbrechungsräder usw. Als diese Lust gebüßt war, gingen wir zur Chemie über, an der Hand von STÖCKHARTS „Schule der Chemie“, deren Experimente von vorn bis hinten durchgeprobt wurden. Wir waren auch hier überaus zäh und fleißig, trotzdem es auf unserer Schule überhaupt keinen Chemieunterricht gab; jedenfalls habe ich damals so viel Physik gelernt, daß ich nach Anhörung der LOMMELschen Vorlesungen (worin ich es merkte, wenn L. ein Rechenfehler unterlief), ohne jemals wieder ein Physikbuch durchgearbeitet zu haben, mein Physikum mit Eleganz bestand — für ein humanistisches Gymnasium immerhin eine Leistung in damaliger Zeit.

Einem ganz besonderen Zufall verdankte ich es, daß ich auf einem Gebiete einen ganz netten Überblick erhielt, auf das ein Gymnasiast sonst kaum kommt, auf dem der Mineralogie und Geologie. Der Elementarlehrer DELLMANN gab auch beschreibende Naturwissenschaften. Sein Sohn war Oberbergrat irgendwo, und Vater und Sohn hatten eine prächtige Mineraliensammlung, die der Vater ein paar Auserwählten an freien Nachmittagen im Winter zeigte und erklärte, was schließlich zu mineralogischen Exkursionen führte. Und bald kannten wir nicht nur den Porphyr und Melaphyr hinter Münster am Stein und andere dortige Formationen, sondern wußten auch, wo man Roteisenstein fand, wo man Schwerspat ausgraben und Flußspat in schönen grünen Kristalldrusen und manches ähnliche Nette herausbuddeln konnte, wo man tertiäre Knollen mit und ohne Holzeinschluß fand usw. Daß ich selbst auf eigene

Faust ans Botanisieren ging, mir ein Herbarium anlegte und auf solchen einsamen Frühlingsgängen in die abwechslungsreiche Gegend mit immer neuen Funden, auch im Sommer restlos glücklich sein konnte, dessen erinnere ich mich noch nach 60 und mehr Jahren mit Wonne. Es war so eine abwechslungs- und anregungsreiche Zeit um die kühlen Kreuzgänge des Kreuznacher Gymnasiums. Aber auch an feuchtfröhlichen Abenden bei Bier und Wein in offenen „Remis'chen", an Ausflügen fehlte es nicht, des Winters oft zu Esel, die der Kurgäste im Sommer wegen durch den Winter gefüttert werden mußten und uns Primanern für einen ganzen Nachmittag um ein Geringes zur Verfügung standen. Auch an Tanzstundenfreuden fehlte es uns nicht, ohne daß mir als dem Jüngsten die „Schönen" viel Herzweh gemacht hätten.

Ganz im Gegensatz zu dem, was Wilamowitz von seiner Gymnasialzeit in der „Pforte" mit Recht beklagt, hatten ich und meine nächsten Freunde nicht nur sehen, sondern auch schon die ersten elementaren Anfänge naturwissenschaftlichen Arbeitens kennen gelernt. Vielseitigkeit der Interessen und Vielseitigkeit der Ausbildung, das kann man wohl als Schlußvotum unter diese Pennälerzeit schreiben. Alle diese kleinen, meist praktisch errungenen Kenntnisse kamen mir später beim Studium der Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften im Mittelalter sehr zustatten, vor allem aber waren sie eine treffliche Vorbereitung für das medizinisch-naturwissenschaftliche Studium auf der Hochschule. Meinen 17. Geburtstag beging ich noch im Gymnasium, den 18. im ersten Semester auf der Hochschule in Erlangen. Hier war ich erst recht mit meinem vielseitigen Informationsbedürfnis am rechten Platze, in der „Universitas"!

Das erste, was ich neben den regelmäßigen Vorlesungen des jungen Mediziners und den anatomischen Präparierübungen unternahm, waren mikroskopische Praktika in Botanik und Zoologie, mehrere Semester lang, die außer mir niemals dort ein Mediziner besuchte. Aber nach biologischer Vertiefung stand mein Sinn; in Physik und Chemie war ich einigermaßen „praktisch" vorbereitet. Außerdem hörte ich, soweit Zeit war, allgemeinbildende Vorlesungen, die mir gerade für den künftigen Arzt wichtiger erschienen und scheinen, als z. B. anatomisches Bücherstudium neben Vorlesungen und Präparieren und reichlicher Benutzung des demonstrativen Anschauungsmaterials in der anatomischen Samm-

lung. In den beiden ersten Semestern sollte Allgemeinbildendes je nach Neigung, auch Philosophisches, besonders gepflegt werden; mich jedenfalls verlangte danach.

Daß auch medizinische Fachgeschichte sofort in meinen Arbeitskreis hineingezogen wurde, war instinktiv gegeben, wenn auch von einem Kolleg in Erlangen nicht mehr die Rede war. Wohl lebte der alte JOHANN MICHAEL LEUPOLDT noch und ich war selbst als Fuchs bei ihm (ich glaube sogar „in Wichs") und sah ihn respektvoll an seinem Schreibtisch sitzen, noch 3 Jahre älter als ich heute bin, wie ich dies schreibe. Seine „Allgemeine Geschichte der Heilkunde", die Grundlage zu seinen Vorlesungen besitze ich heute noch, auch seine „Geschichte der Medizin". Sein Mund war für das Katheder schon verstummt. Leider habe ich damals versäumt, mir auch seine, zu jener Zeit noch neue Autobiographie (1863) zuzulegen, da sie mir nicht in die Hand fiel. Manche von LEUPOLDTS sonstigen Schriften behandeln Dinge, die heute wieder als urmodern gelten.

Die neue (3.) Auflage von HAESERS Lehrbuch wurde sofort bei ihrem Erscheinen in Heften erworben. Vorher mußte die alte aushelfen und ich fing an, mir Notizen zu machen zur Geschichte der Medizin im deutschen Mittelalter, an der ich in Gedanken noch schreibe und in deren Mitte ich auf PARACELSUS stieß. Ich fühlte, daß die Notwendigkeit vorlag, hier tunlichst endgültig Klärung zu schaffen, und gerade das begann mich zu fesseln und zu locken. Beides ist heut für mich noch unerfüllte Aufgabe, wenn ich auch an HOHENHEIM schon manche Schuld deutscher Medizinhistorik glaube getilgt zu haben. Als Student wurde ich mir allmählich meiner noch wartenden Aufgaben bewußt, in Stunden abseitigen Denkens. Doch mein eigentliches Arbeiten gehörte, wie auch mein Denken, der damaligen Medizin des Tages und den Aufgaben des werdenden Arztes, zu denen es mich noch ganz anders drängte, als zu beschaulicher Historik seltener müßiger Stunden, zumal ich in Klinik und pathologisch-anatomischer Arbeit auch schon an den Forschungen des Tages teilhatte. Ihnen gehörte immer mehr mein ganzes wissenschaftliches Leben, in Erlangen, Tübingen, Berlin, während der Assistentenzeit in Augsburg beim Vater FRIEDRICHS V. MÜLLER (vgl. meinen Nekrolog in der Münch. Med. Wchschr. 1912, Nr. 51) und während der Wiener Studienmonate als junger Arzt. Nur wenn mich besondere Einflüsse, wie der JOSEF HYRTLS, auf Einzelheiten führten, nahm ich wohl auch

historische Bücher in die Hand und las und studierte sie. Meine Doktorarbeit beschäftigte sich mit einer Frage der speziellen Pathologie und Klinik; sie fand ebensosehr während meiner Famuluszeit in der Klinik, als im Tübinger pathologisch-anatomischen Institut, als in der Literaturforschung am Schreibtisch ihre Vollendung. Am 2. August 1875 wurde ich promoviert. Durch 8 Jahre der Ausbildung gut vorbereitet, ging ich 1878 in die Praxis und hatte in der stillen Wartezeit des Anfangens nun wieder Stunden, die der Historik gewidmet werden konnten. Vom Vater her, den ich im 12. Jahre verlor, zu früh also, um ihm geistig nahe zu treten, steckte mir offenbar das Historische im Blute und die Jahre in und nahe bei Frankfurt (in Bergen) wurden aufs gründlichste ausgenutzt. In den öffentlichen und privaten Bibliotheken war ich in Frankfurt zu Hause und knüpfte mit ihren Leitern und wissenschaftlichen Arbeitern, auch den Herren auf dem Stadtarchiv nutzbringende Verbindungen an. Männer, wie HERMANN GROTEFEND, HEINRICH PALLMANN und auch KELCHNER sollen unvergessen sein, noch weniger WILHELM STRICKER, den ich aufsuchte, was ich bei AUGUST HIRSCH-Berlin und FRANZ ROMEO SELIGMANN-Wien noch nicht getan hatte.

Unterdes war vor allem auch die eigene historische Bibliothek gewachsen und hatte schon ihre Richtung auf HOHENHEIM und die Geheimwissenschaften genommen und auf alles, was damals neu auf dem Gebiete der Medizingeschichte herauskam. Ich hatte neben großer Praxis und gewissenhafter Verfolgung der modernen Zeitschriftenliteratur und — Pflege der schönen Literatur in großem Umfange, immer noch Zeit für Historisches und auch Geld dazu, zumal meine kleine Frau, mit der ich im August 1879 das Glück in mein Haus geführt hatte, geistig mit mir zu Hause lebte und wenig zu geselligem Leben nach auswärts strebte, lieber mir bei meiner Arbeit half, die sich immer mehr um HOHENHEIM zusammenschob, den meine kleine Tochter schon in ihren ersten Sprechübungen als „Paralus“ zu kennen schien.

In jenen Jahren bei Frankfurt führte mich das Geschick auch mit einem Manne zusammen, der von RADEMACHER kommend, zu PARACELSUS gelangt war und jetzt zur Fahne von GOTTLIEB LATZ schwor. Beide besaßen wir schon eine ganz hübsche Paracelsusbibliothek, jeder, und hatten uns von der Unzulänglichkeit der kritischen Studie über „THEOPHRASTUS PARACELSUS“ von FRIED-

RICH MOOK überzeugt, trotzdem dieser es schon auf 248 Paracelsusdrucke und 28 Handschriften gebracht hatte, Zahlen, die ich später über 525 und 170 anschwellen lassen konnte. Wir haben nun jahrelang gemeinsam gesammelt, nachdem ich Methode in die Sache gebracht hatte, und 2 Hefte „Paracelsusforschungen" herausgegeben, die derart zustande kamen, daß ich die Hefte ausarbeitete und ihm zur Durchsicht hinübergab, später mit seinen Bleistiftnotizen zurückerhielt, zu denen ich dann wieder Stellung nahm, bis wir uns schließlich nach mehrfachem Hin und Her über Einzelfälle in gemeinsamer Sitzung, so weit es dann noch nötig war, auf eine mittlere Linie einigten. Neue Funde, die ich im Antiquariatshandel machte, gab ich als guter Idealist an den weit Älteren ab, an EDUARD SCHUBERT, darunter Unika und äußerste Seltenheiten zu geradezu lächerlichen Einkaufspreisen und Dutzende anderer Nummern von nicht so horrender Seltenheit. SCHUBERT war immer neidisch auf meine schriftstellerische Begabung: hat er doch niemals ein eigenes Werk verfaßt. Unwahr ist, was in dem Vorwort zum gedruckten Verkaufskatalog seiner Bibliothek durch WILLIAM WESSLEY & Son in London steht, daß wir uns als Studenten kennengelernt hätten. Ich war 31 Jahre jünger als er und lernte ihn als fertiger Arzt 1880 bei einer Konsultation am Krankenbette kennen. Wir hatten schließlich kaum noch Verkehr und vor seinem Tode 1892 ordnete er an, daß seine Bibliothek und alle seine Notizen ins Ausland verkauft werden sollten, mir damit den Dienst erweisend, daß ich nicht als wissenschaftlicher Erbschleicher erscheinen konnte, wie HEINRICH ROHLFS als Erbe der Aufzeichnungen und des Vermögens von KARL FRIEDRICH HEINRICH MARX. Ich habe SCHUBERTS Bibliothek und seine Notizen niemals wiedergesehen, trotzdem das Schicksal es wollte, daß ich mit dem Ankäufer seiner Bibliothek, dem schottischen Chemiker und Chemiehistoriker JOHN FERGUSON in herzliche Freundschaft treten durfte, wie sich viele Besucher der letzten Naturforscherversammlungen vor dem Kriege noch gut erinnern werden, deren historische Sektionen er vielfach besuchte und es liebte, neben mir zu sitzen, wenn ich präsidierte. Ich sah ihn zuletzt in London 1913, wo wir zusammen im gleichen Hotel wohnten; in Glasgow, wo er Professor war, habe ich ihn nie besucht. Er ist hochbetagt während des Krieges gestorben.

Die Druckmanuskripte meiner gemeinsamen Arbeiten mit SCHUBERT habe ich als Belege dem Leipziger Institut überwiesen.

Als Schubert das Zeitliche segnete (18. August 1892), war ich schon über 9 Jahre in Hochdahl bei Düsseldorf, wohin ich als dortiger Hüttenarzt übergesiedelt war, wo mir auch mein zweiter Sohn geboren wurde und die Arbeit am Paracelsus trotz ausgedehntester Praxis rüstig weiter ging. Als ich dort im Frühjahr 1892 in mein, nach eigenen Plänen erbautes, Haus eingezogen war, kam ich auch endlich unter erträgliche äußere Arbeitsbedingungen. Dort hatte ich ein großes eigenes Arbeitszimmer (mit reichlich Raum für meine eigenen Büchermassen und einem geräumigen feuerfesten Schrank für entliehene Bücher und Handschriften) neben dem guteingerichteten Sprechzimmer, und so endlich die Möglichkeit, alle wissenschaftlichen Arbeiten ruhig an ihrem Platz zu lassen, wenn mich die Praxis in die Sprechstunde, aufs Pferd oder in den Wagen rief. Ich arbeitete in der Regel am frühen Morgen von 5 oder halb 6 Uhr an, falls ich in der Nacht nicht zu Kranken gerufen worden war. Nachtarbeit wissenschaftlicher Art gab's bei mir nicht und auch heute nur völlig ausnahmsweise. Ich glaube, daß gerade dies mich jung erhalten hat. Füllte sich, ehe ich im eigenen Hause schaffen konnte, das Wartezimmer, so hatte die gelehrte Arbeit beiseite geschoben werden müssen, ehe die mir in gleicher Weise ans Herz gewachsene Arbeit des Arztes, für die ich mich geboren fühlte, begann. Nur wenn sie mich dafür freigab, trat der „Gelehrte" an sein Werk, das bei Gängen und Ritten, und Fahrten, wenn nichts aus der Praxis zu überlegen und nichts in der Natur zu beobachten war, durch kombinierte Erwägungen oft nicht unerheblich weitergereift war und nun in voller Versunkenheit weiterfloß, bis das Telephon (im Arbeitszimmer!) mich rief oder ein Kranker oder Verwundeter ins Haus gebracht wurde. Was die Naturbeobachtung angeht, so schlummerte sie nie völlig, und ich bin so manches Frühjahr, das Fernglas umgeschnallt, geritten, um die frühen Sänger zu beobachten, wenn die Bäume und Sträucher noch dünn belaubt waren und meine gefiederten Freunde zum ersten Male ihre Stimme erhoben.

Auch da unten im Bergischen auf meiner luftigen Höhe habe ich die schöne Literatur beständig verfolgt und neben meinen deutschen Dichtern auch so ziemlich alles von Zola beispielsweise und Maupassant in deren Sprache gelesen, auch Engländer und Amerikaner und Italiener. Als ich mein Lehramt in Leipzig übernommen hatte, in meinem 52. Lebensjahre, hörte das alles auf, nur Lehre und Forschung im historischen Fache, allerdings in

weitester kulturgeschichtlicher Fassung, gab es dann noch für mich — an den Felsen des Amtes geschmiedet! —

Vorher hatte ich ja meine Pflicht, für die lebende Medizin des Tages, als beobachtender Wissenschaftler auch nicht vergessen und nicht nur den Verkehr mit den Spezialisten der nahen Großstädte (ohne eine nahe Großstadt hätte ich nicht leben mögen) gepflegt und deren Vorträge in den ärztlichen Vereinen nach Tunlichkeit besucht, sondern auch seltenes Selbstbeobachtetes nicht untergehen lassen, schon in den ersten Jahren. So hatte ich z. B. ein frühestes Ovulum mit unverletztem Embryo von 4 mm, das ich einer habituell abortierenden Dame aus der Gesellschaft verdankte und das in der Decidua reflexa noch fest eingebettet lag, durch einen jungen Freund, den Studierenden KARL TOUTON, nachdem ich es in MÜLLERscher Flüssigkeit etwas gehärtet hatte, dem Embryologen ALEXANDER ECKER zuführen lassen, der das Gesendete der Veröffentlichung wert hielt, auch meine schriftlichen Angaben wortgetreu mitteilte (vom 27. September 1880).[1] Auch ein akutes Hydramnion bei Sarkom der Steißdrüse des Fötus wurde veröffentlicht, das mir in der Praxis begegnet war, und ähnliches; doch das Historische überwog sehr bald gewaltig.

Ich war allmählich mit der bibliographischen Durchforschung der Werke HOHENHEIMS zu Ende gekommen und konnte abschließen. Das Grundsätzliche hatte ich 1887 im ersten Hefte der Paracelsusforschungen schon ausgesprochen, das SCHUBERT noch durchgesehen und wir als unser beider Ansicht hatten hinausgehen lassen. Gemeinsam hatten wir alle Nachrichten geprüft, welche sich überall zerstreut oder in bibliographischen Versuchen zusammengefaßt, in der Literatur finden. An keiner Angabe waren wir trotz aller Skepsis und wachsender eigener Erfahrung achtlos vorbeigegangen. Doch alles das war ja nur Vorarbeit gewesen. Für die eigentliche Ausarbeitung einer rein auf Autopsie der Ausgaben gegründeten Paracelsusbibliographie, an die ich nun seit etwa 1890 gegangen war, kam davon nur das noch in Betracht, was nicht völlig spruchreif hatte gemacht werden können, und dessen war herzlich wenig. Aber eben dies Wenige mußte den Benutzern der neuen

---

[1]) Archiv für Anatomie und Physiologie, Jahrgang 1880, Anat. Abt. Leipzig 1881. S. 403 ff. mit Tafel 24 b.

„Bibliographia Paracelsica" an seiner Stelle zugänglich gemacht werden. Im übrigen ließ ich nur die Tatsachen sprechen.

Meine Forschungen waren längst ins Weite gegangen, auch durch das ausgedehnte Reich der angeblichen und wirklichen Schüler und Anhänger HOHENHEIMS, desgleichen ins Lager seiner Gegner. Und während ich schon mit der Fertigstellung der Bibliographie HOHENHEIMscher Werke beschäftigt war, ergab sich die Notwendigkeit, vorher schon eine Bibliographie der frühesten Paracelsisten auszuarbeiten, namentlich ADAMS V. BODENSTEIN, GEORG FEDROS V. RODACH, MICHAEL SCHÜTZENS, GERHARD DORNS, ALEXANDERS V. SUCHTEN, LEONHARD THURNEYSSERS, JOHANN ALBERTS V. WIMPFEN und des Dänen PETER SÖRENSEN. Ich ließ sie im August und September 1893 im Zentralblatt für Bibliothekswesen der großen „Bibliographia Paracelsica" vorausgehen, die ich als „Besprechung der unter THEOPHRASTS V. HOHENHEIMS Namen 1527—1893 erschienenen Druckschriften" im Jahre 1894 zu Berlin konnte erscheinen lassen, 518 Nummern, auf 722 Seiten, mit allen nötigen Übersichten und Registern ausgestattet. Ich hatte dafür das Glück gehabt, den alten Verlag von GEORG REIMER zu gewinnen, bei dem weiland auch eines der wichtigsten Werke in der ganzen Paracelsuskunde, JOHANN GOTTFRIED RADEMACHERS „Erfahrungsheillehre" (1841) und nicht ohne inneren Zusammenhang damit 1839 MICHAEL BENEDIKT LESSINGS „PARACELSUS, sein Leben und Denken" verlegt worden waren. Den vornehmen Mann, der damals den Georg Reimerschen Verlag leitete, Herrn ERNST REIMER kennenzulernen, war mir eine freundliche Gabe meines Schicksals.

Als ich 5 Jahre später auch meinen Paracelsushandschriftenband im Druck abschloß, konnte ich noch eine Nachlese von fünf Druckschriften der Bibliographie beifügen. Die „Paracelsushandschriften" (815 Seiten, 169 Nummern) beruhten auf der durch mich allein durchgeführten Bearbeitung eines geradezu gewaltigen Materials, unter Beigabe aller nötigen Unterlagen und Ergebnisse, die direkt als Grundlage einer kritischen Ausgabe des bisher ungedruckten echten Materials, im wesentlichen theologischen Inhalts, dienen können. Während der Ausarbeitung dieses zweiten Bandes, des „Versuches einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften", rückte ich immer weiter von dem Gedanken ab, dem Versprechen Folge zu geben, daß ich im August 1894 mir selbst auferlegt hatte, „die Echtheit der einzelnen Schriften HOHEN-

HEIMS auf Grundlage des gebotenen Materials in zusammenhängender Darstellung in einem (dritten) Schlußband zu erörtern, wobei sich in großen Zügen der Gang HOHENHEIMschen Denkens und Schaffens in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens von selbst ergeben würde“. Mir schien es nun richtiger, diese sehr umfangreiche Arbeit dem Leser, soweit das Ergebnis ein positives war, zu ersparen, oder doch nur in sehr abgekürzter Gestalt vorzulegen, indem ich ihm diese positiv zu bewertenden Schriften unter sorgfältigster Benutzung des Textmaterials aller Drucke und Handschriften in nachgeprüfter und kritisch gereinigter Gestalt in einer neuen Ausgabe darbot, in der jedes einzelne Stück an der Stelle Aufnahme finden würde, die ihm in der Lebensarbeit HOHENHEIMS zukommt. Dazu wurden die Vorarbeiten sofort aufgenommen, die sich von Anfang an als recht vielgestaltig herausstellten. Sie mußten sich namentlich in zwei Richtungen bewegen: Einmal in der der endgültigen Aufklärung des Lebensganges HOHENHEIMS bis ins Einzelne, also in biographischer Richtung, zweitens in ideengeschichtlicher für HOHENHEIM selbst in den verschiedenen Lebensperioden und zum Verständnis seines eigenen geistigen Entwicklungsganges, der Ideengeschichte seiner Zeit und des ganzen „Mittelalters“, zu dem er wurzelmäßig gehört, wie sehr er sich seiner auch zu entwinden strebte. Doch mit der wirklichen Ideengeschichte ist es noch nicht getan, es kommt noch ein Weiteres hier hinzu, eine Kenntnis der 1000 „Scientiae“ des ausgehenden Mittelalters, wie sie als „tatsächliche Einzelheiten“ weitergegeben und in Bergwerks-, Kunst- und Wanderbüchern, in allerhand Laborantenmanualen gesammelt waren, aus Angeblichem und Wirklichem bunt gemischt, ja oft nur von Mund zu Mund von den Laboranten weiter überliefert wurden — auch systematisch ausgebautes Magisches, Alchemistisches, überhaupt Okkultes, das dann wieder direkt in die Ideengeschichte sich hineinflicht. Nur wenn solches alles zusammen aufgearbeitet und gelöst wird, ist ein wirkliches Verstehen HOHENHEIMS möglich und wer dies erwägt, wird auch meine Zurückhaltung im letzten Worte über HOHENHEIM aus seinen Schriften und seiner Zeit verstehen, das ja für einen gewissenhaften Menschen erst gesprochen werden kann, wenn alles Echte von seinem Geistigen wohlgeordnet in gereinigter Gestalt vor uns liegt, übersehbar und vergleichbar.

Ein besonders aufmerksamer Leser meiner demnächst zur Hälfte gediehenen Paracelsusausgabe sagte mir einmal, die Ein-

leitungen der Bände muteten so an, als beruhten sie auf einer Paracelsusbiographie, die die anderen noch nicht kennen, nur ich allein. Daran ist viel Wahres, nur habe ich dieser Biographie auch selbst noch keine fertig ausgearbeitete Gestalt gegeben. Aber an dem Ganzen wird bei mir seit mehr als einem Menschenalter im Zusammenhang gearbeitet, in so umfassendem Maße, daß ich mich seit langem schon (neben einigem andern) auch in die Geschichte der Alchemie eingearbeitet habe, in die Geschichte der Astrologie, in die der Magie usw.

So rückte während all der geschilderten Arbeit die 70. Naturforscherversammlung in Sicht. Ich war nicht unbekannt auf solchen Versammlungen seit 1877. Von PUSCHMANN war ich 1894 dringend nach Wien eingeladen, meine Zeit war aber noch nicht gekommen, auch versprach ich mir wenig für die Sache, wenn ich auf eine fertige Versammlung fuhr. Das wurde sofort etwas anderes, als für 1898 eine Versammlung nach Düsseldorf einberufen wurde, in meine nächste Nähe also, bei deren Vorbereitung ich schon mitwirken konnte. Ich sah meinen Weg und es gab keinen Augenblick des Schwankens. Eben waren die Geschäftsführer für Düsseldorf, im September 1897 bekannt geworden, da ging auch schon ein Schreiben von mir an dieselben. Auf breitester Basis mußte die Bewegung einsetzen, für die historische Richtung in Natur- und Heilkunde, darüber war ich mir klar. Ich stellte als ersten den Antrag durch die Düsseldorfer Geschäftsleitung an den Vorstand der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte für die 70.Tagung im kommenden Herbst, eine gesonderte Abteilung für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften zu genehmigen und setzte es schließlich auch durch. Die Logik meiner Forderung war unbestreitbar. Sollte die Historik auf den Versammlungen wirklich zu Worte kommen, so konnte dies nur für den vollen Umfang des Betätigungsgebietes der Gesellschaft auf den Versammlungen geschehen. Ein gemeinsamer Weg für die Natur- und Heilkunde war mindestens für den Anfang geboten. Er hat sich bis heute als andauernd nötig erwiesen. Im beginnenden Winter 1897 galt es, an die Werbung zu gehen, für den tunlichst allseitigen Besuch der neuen Abteilung im Herbst 1898.

Dazu hieß es zunächst, mit Allen anzuknüpfen, die in und um Düsseldorf sich schon mit historischen Studien in Naturwissenschaft und Medizin beschäftigten oder doch dafür Interesse

besaßen, namentlich in naturwissenschaftlichen und ärztlichen Vereinen und in den Geschichtsvereinen. Am wirkungsvollsten erschien es mir, wenn es mir gelänge, die Herren zu gemeinsamer Arbeit zusammenzuführen. Ich entwarf den Plan einer historischen Gelegenheitsschrift, in der die Vergangenheit der einzelnen Zweige der Natur- und Heilkunde am Niederrhein in Lehre, Forschung und praktischem Betrieb dargestellt werden sollte, und lud die, wie es mir schien, zunächst in Frage Kommenden zu einer Besprechung ein. Der Plan fand günstige Aufnahme, besonders auch bei den Herren vom Vorstand des Geschichtsvereines und des Architekten- und Ingenieurvereines, die ich um ihre Mitarbeit gebeten hatte. Als trefflichste Hilfe gewann ich die Mitarbeit des Düsseldorfer Staatsarchivs, die in vorbildlicher Weise durch dessen Direktor, Archivare und Assistenten gewährt wurde. Die Arbeit des Materialsammelns im Archiv und in der einschlägigen lokalen Literatur hatte ich für alle Mitarbeiter zusammen übernommen, und so erhielt dann jeder das Gefundene aus seinem Gebiete überwiesen; damit war die Arbeitsteilung in der Ausarbeitung durchgeführt. Solches Vorgehen war auch schon darum geboten, weil eine größere Anzahl der Mitarbeiter Neulinge auf historischem Gebiete waren, also erst angeleitet und eingeführt werden mußten. Doch das war es ja gerade, was ich wollte: Anregungen nach allen Seiten! Natürlich wurde auch die Mitarbeit Erfahrener aufs Wärmste begrüßt, wie die von Emil Pauls vom Düsseldorfer Geschichtsverein, einer schon bewährten Kraft, desgleichen des Ingenieurs Otto Vogel und Konstantin Könens in Bonn als Archäologen. So saßen denn zu meiner Befriedigung vor Schluß des Jahres 1897 20 Herren an der historischen, immerhin nicht unerheblichen Arbeit, deren Ergebnisse in 27 Abhandlungen zu einer Festschrift der Düsseldorfer wissenschaftlichen Vereine, betitelt „Historische Studien und Skizzen zu Naturwissenschaft, Industrie und Medizin am Niederrhein“ von 330 Seiten Großoktav zusammengefaßt wurden.

Wir hatten aber noch ein zweites da unten am Niederrhein getan und eine historische Ausstellung der Naturwissenschaften und Medizin aufgebaut im Kunstgewerbemuseum unter kräftiger Mitwirkung seines Direktors, für die ich mir ganz besonders die Mitarbeit des befreundeten Barons Dr. Felix v. Öfele geworben, der auch bei der Planung schon mitgewirkt hatte. Bis nach Wien hin kam für diese Ausstellung Sukkurs, an der sich über 120 Aus-

steller beteiligten. Sie umfaßte die Zeiträume vom grauesten Altertum bis in die Neuzeit und wurde schon am 30. Juli durch den Regierungspräsidenten, Freiherrn v. Rheinbaben, bedeutungsvoll eröffnet. Der Katalog mußte in 2. Auflage erscheinen und weist in dieser Gestalt 4249 Nummern auf. Als ersten Versuch kann man diese Ausstellung wohl als gelungen bezeichnen. Sie erfreute sich denn auch eifrigsten Besuches schon vor der Versammlung und erst recht während deren Dauer. So durfte ich Rudolf Virchow zweimal durch sie hindurchleiten, der auch die Sitzungen der Sektion besuchte. Für diese Sitzungen der 34. Sektion für „Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, historische und geographische Nosologie" hatte der Herr Direktor des Kunstgewerbemuseums sein vornehmes Sitzungszimmer zur Verfügung gestellt, wo sich in 5 Sitzungen das reiche Tagungsprogramm abwickelte. Lebhaft war wohl nicht nur bei mir der Eindruck, daß für die Geschichte der Natur- und Heilkunde die Düsseldorfer Tagung einen Schritt nach vorwärts bedeute, für mich persönlich war sie durch das Bekanntwerden mit zahlreichen bedeutenden Vertretern meines Faches und durch die Begründung einer innigen lebenslangen Freundschaft mit Herren Baron Tiberius v. Györy aus Budapest ein Ereignis innersten Erlebens.

Auch das nachfolgende Jahr wurde ein sehr arbeitsreiches. Es stand unter dem Zeichen des 150jährigen Geburtstages Goethes, an den ich mich, als zwischen dem Goethehaus am Hirschgraben und dem Brentanohaus zu Frankfurt Geborener von Kindheit an gebunden fühlte. So drängte es mich, für Düsseldorf, den goethegeweihten Ort am Niederrhein, eine besondere Feier anzuregen, die dem Gedächtnis der Beziehungen Goethes zum Rheinlande gehören sollte. Nachdem die Planungen ausgereift und alle Vorbereitungen besprochen waren, trat ich am 8. März 1899 vor die Öffentlichkeit und entwickelte meine Vorschläge in einer Sitzung im Hotel Heck, zu der der mir befreundete Vorsitzende des Geschichtsvereins, Archivar Dr. Redlich, die Einladungen hatte ergehen lassen. Den Mittelpunkt bildete eine „Rheinische Goetheausstellung" und Musteraufführungen Goethescher Dramen „in Immermannschem Geiste".

Man mußte sich erst völlig über die Beziehungen Goethes zum Rheinlande klar werden, von der Wetzlarer Zeit 1772 an, zur Rheinreise 1774, die ihn zum ersten Male nach Düsseldorf, nach Elberfeld usw.

führte, zur Fahrt rheinab 1792 aus der Campagne in Frankreich, dem Besuch des Rheingaues 1814 mit dem Rochusfest in Bingen und 1815 mit dem Freiherrn v. STEIN nach Köln, Bonn usw. Daran anschließend mußte allerorten bei den Nachkommen der Rheinländer, die GOETHE nah und wert gewesen waren, anzuknüpfen versucht werden, die meisten direkt aufgesucht oder doch brieflich angegangen werden, wenn man erwarten wollte, daß sie sich vorübergehend von ihrem kostbaren Besitz an Goetheerinnerungen, namentlich auch von dessen eigenhändigen Briefen trennen sollten. Es gelang in überraschendem Maße. Davon gibt heute noch der Katalog der Rheinischen Goetheausstellung in der Aula der Kunstakademie Kunde, ein stattlicher Band mit dritthalbtausend Nummern, durch Einleitungen und erklärende Exkurse fruchtbar gemacht. Wie mir diese Dinge um GOETHE und seine Freunde ans Herz wuchsen, während ich mich mit ihnen beschäftigte, davon gibt mancher kleine Aufsatz aus dem Goethejahre Kunde, dem ich Aufnahme in meinen „Skizzen" 1921 gewährt habe, einen Überblick über das Ganze meine dort mitgeteilte Festrede (S. 264—276), gehalten in der Aula der Kunstakademie am 5. Juli 1899.

Es war mir ein historisches Ausleben meiner Persönlichkeit in besonderer Richtung, ehrfurchts- und schönheitsfroh!

Unterdes hatte weder die Arbeit in der Praxis, noch auch andere wissenschaftliche völlig geruht, die sofort nach Abklang der Düsseldorfer Festlichkeiten wieder eifrigst aufgenommen wurde. Eine Fahrt auf die Naturforscherversammlung zu München versagte ich mir. Es fiel ja dann dort das freundliche Wort: „SUDHOFF ist ja eigentlich gar kein Medizinhistoriker, nur Paracelsusforscher." Ich vernahm es mit schmunzelndem Behagen: Ja, die heiligen Abgestempelten! —

Im gleichen Jahre war ja auch noch unser großer JOHANNES MÜLLER, der in Koblenz Geborene, zu ehren!

In der Münchner Abteilung 35, „Medizinische Geographie und Geschichte der Medizin" war von einer internationalen Organisation der Historiker der Medizin und der historischen Geographie gesprochen worden und der „Janus" machte sich zum Sprachrohr dieser Bestrebungen. Dessen mir befreundeter Chefredakteur PEYPERS hatte auch am Pariser Philosophenkongreß dafür Stimmung zu machen versucht, aber kein Echo gefunden. Dort hatte

zwar eine Abteilung für Geschichte der Naturwissenschaften bestanden, von der man in München nichts hatte wissen wollen. Es stellte sich aber in Paris heraus, daß ein internationaler Zusammenschluß der medizinischen Fachhistoriker, wenn überhaupt, so nur in der Weise möglich sein werde, daß man in den einzelnen Ländern nationale Vereinigungen schaffe, die sich später als solche auch international vereinigen könnten. So lief dann auch die Ansicht auf der Naturforscherversammlung in Aachen, für welche mir die Bildung wenigstens einer „Abteilung für Geschichte der Medizin und medizinische Geographie" gelungen war, auf welcher ich zum ersten Male über meine Studien berichtete betreffend die iatromathematische Lehre und die Vertreter dieser astrologischen Anschauung in der Medizin seit den Tagen Alexandriens bis weit ins 17. Jahrhundert hinein, auf die mich die Notwendigkeit der Aufklärung der Beziehungen Hohenheims zur Astrologie geführt hatte, und über Hohenheims drei Prinzipien.

Der im allgemeinen schlechte Besuch von Aachen (die historische Abteilung hatte es doch auf 4 Sitzungen gebracht) hatte dem Vorstand Deutscher Naturforscher und Ärzte den Gedanken nahe gelegt, wieder eine Verminderung der Abteilungen für die Tagung in Hamburg 1901 anzustreben. Aus diesem Grunde wurde die Geschichte der Medizin an die (14.) Abteilung „für innere Medizin, Pharmakologie, Balneologie und Hydrotherapie" angeschlossen. Ich sah darin ein taktisch günstiges Moment, da in Hamburg eine solche Abteilung bestimmt eine Hypertrophie an Vorträgen und Besuchern werde aufweisen müssen, und erreichte, indem ich dies geltend machte, von der lokalen Leitung der Hamburger Tagung, daß uns eine Unterabteilung für die Verhandlungen der Historiker zugesagt wurde mit einem besonderen Vorsitzenden, der von der Abteilung 14 zu delegieren sei, bei genügender Beteiligung seitens der Historiker.

Diese also galt es zuerst zu schaffen und ferner dauernd klare Verhältnisse für eine gemeinsame Betätigung der Historiker der Medizin und der Naturwissenschaften auf Naturforscherversammlungen, durch Anpassung an die Satzung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. Diese besagt im Schlußsatz ihres § 16: „Doch sollen neue Abteilungen in der Regel nur dann gebildet werden, wenn dies von einer bestehenden allgemeinen deutschen Spezialgesellschaft beantragt wird." Diese Voraussetzung galt es also gleichfalls zu erfüllen. Dazu ergriff ich ohne

Zaudern die nötigen Maßnahmen; entsprach sie doch auch unseren Aachener Erwägungen.

Ich setzte mich kurzentschlossen mit meinen Freunden, Pagel in Berlin und dem Basler Professor für physikalische Chemie und namhaften Chemiehistoriker Georg W. A. Kahlbaum in Verbindung und schlug ein Rundschreiben an die Fachgenossen vor, das um Anmeldung von Vorträgen in Hamburg ersuche und um die Beitrittserklärung zu einer deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, deren Gründung in Hamburg vollzogen werden solle. Die Freunde stimmten zu und Anfang Mai ging das von mir entworfene mit unseren 3 Unterschriften versehene Werbeschreiben hinaus. Es weckte freudigen Widerhall. 20 Vorträge wurden für die Unterabteilung für Geschichte der Medizin (14a) angemeldet, die zu Hamburg in der Realschule an der Seilerstraße 5 Sitzungen abhielt. Dort wurde auch die Gründung der deutschen Gesellschaft vollzogen, die Satzung errichtet und ich selbst zum Vorsitzenden erwählt, als Beisitzer die Herren Kahlbaum, Neuburger, Peypers und Wohlwill, welche satzungsgemäß die Ämter des Vorstandes so unter sich verteilten, daß Kahlbaum die Stellvertretung des Vorsitzenden übernahm, Wohlwill das Schatzmeisteramt.

Während so ein alter Plan von mir Gestalt gewann, hatte ich für ein anderes Ziel, dessen volle Erreichung mir bis heute nicht geglückt ist, vor der vollen Öffentlichkeit eine Lanze gebrochen, für ein historisches Museum der Heilkunde (Beil. zur Norddt. Allg. Zeitung vom 19. September 1901).

Ich hatte auch schon den Versuch gemacht, mit Hugo Magnus, auf dessen Anregung, eine Publikationsstelle für größere historische Arbeiten in einer Serie zwangloser „Abhandlungen zur Geschichte der Medizin" zu begründen. Magnus hatte dazu einen Breslauer Verleger zu gewinnen vermocht und auch selbst die erste Abhandlung geschrieben, während eine im ersten Prospekt von ihm angekündigte allerdings niemals erschienen ist. Dieser Prospekt, in Hochdahl gedruckt, wurde Anfang September 1901 versendet und lag den Besuchern der Hamburger Sektion vor. Dem Herausgeberstabe ist später Max Neuburger beigetreten, der zum 1. Male den Breslauer Neudruck des Prospekts vom Februar 1902 mit unterzeichnete. Der Zweck der Abhandlungen war von mir in diesem Prospekt so bestimmt worden: „Die Abhandlungen zur Geschichte der Medizin

werden quellenforschenden Originalarbeiten aus dem Gesamtgebiete der Geschichte der Heilkunde in allen ihren Betätigungen, Forschungszweigen, Hilfsdisziplinen und kulturellen Beziehungen Aufnahme gewähren."

Ich selbst ließ darin meine Iatromathematiker zu Pfingsten 1902 erscheinen, v. Öfele kurz nachher seine Keilschriftmedizin. Aus Magnus' leichtfließender Feder stammten Abhandlungen allgemeinsten Inhaltes (daneben außer zahlreichen kleineren Arbeiten seine flottgeschriebenen „Sechs Jahrtausende im Dienste des Äskulap"). Es wurde uns langsam angst um ihn. Ich hatte lange briefliche Auseinandersetzungen mit ihm, die bewiesen, wie sehr er alle Zügel und jeden Maßstab zu verlieren begann. Am 10. Mai 1906 bin ich von der Mitherausgabe der Abhandlungen zurückgetreten, und leider hatten wir uns nicht getäuscht; es ging reißend mit Magnus bergab, und am 13. April 1907 ist er nach schwerem Leiden verschieden, wie ich in warmer Anerkennung seines Strebens S. 489/490 der Mitteilungen des Jahres berichten mußte.

Die „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften" als Organ unserer deutschen Fachgesellschaft hatten sich unterdessen durchgesetzt. Anfangs hatte Georg W. A. Kahlbaum geistvoll neben mir gewirkt und Rezensionen geschrieben, die selbst die Setzer mit Entzücken erfüllten. Es war ein vergnüglich Zusammenarbeiten mit ihm, wie ich es in Diergarts „Kahlbaumgedächtnisschrift" zum Ausdruck gebracht habe: Leider viel zu kurze Zeit! Noch im August 1905 mußte ich ihm Freundesworte aufs Grab für die Mitteilungen schreiben, deren viertem Jahrgang sein Bild vorgesetzt ist. Ihm zum Gedächtnis hat seine Mutter — er war unbeweibt geblieben und eben ins 53. Lebensjahr eingetreten, als der Tod ihn dahinnahm — um das ungestörte Fortbestehen der Mitteilungen zu ermöglichen, eine größere Stiftung gemacht, aus der Honorare für die Redakteure bestritten werden und auch den Rezensenten ein schmales Handgeld bewilligt werden konnte. Kahlbaum und ich hatten rein um der Sache willen ohne jedes Entgelt gearbeitet, was auch für uns Spätere in der Schriftleitung seit dem Verdampfen unseres Vereinsvermögens in der Hitze der Inflation wieder zur Selbstverständlichkeit wurde.

Zunächst ward Freund Sigmund Günther in München mein Mitherausgeber der Zeitschrift, die er bis zum 17. Bande betreut hat, konziliant und aufrecht zugleich, ein gerader zuverlässiger Genosse

mit guter Feder, dem Gesellschaft und Zeitschrift viel verdanken. In seinen Nachlaß als Schriftleiter teilten sich die Herren Wieleitner und Zaunick, die heute noch den naturwissenschaftlichen Teil der Zeitschrift leiten, seit Günther die Feder aus der Hand legte, schon längere Zeit vor seinem Tode am 3. März 1923.

Mit diesen Angaben habe ich dem weiteren Gang meiner Arbeiten weit vorausgegriffen. Die organisatorische Arbeit des Jahres 1901 und das in Gang setzen („Ankurbeln" sagt man ja so schön heute) der beiden Publikationsorgane der „Abhandlungen" und der „Mitteilungen" füllte meine Zeit neben der ständig blühenden Praxis — ich war ja indessen auch „Sanitätsrat" geworden — keineswegs aus, sogar ein Kuriosum aus der Praxis konnte ich am 18. Februar 1902 in die Münchner M. Wochenschrift bringen (S. 273). Im übrigen blühte auch die „Medicohistorik" (wie damals die von Pagel geschaffene Bezeichnung lautete), und nachdem ich meine Untersuchung über die Lehre von den kritischen Tagen veröffentlicht hatte, saß ich wieder über dem Paracelsus, dessen Lebenslinie mich auf den Kolmarer Lorenz Fries geführt hatte. Sein nicht ganz kleines Schriftwerk wurde studiert, um dadurch zu seiner sonst wenig gekannten Persönlichkeit zu gelangen, die Hohenheim 1528 Freundliches erwiesen hatte. Ein Nebenerwerb hierbei waren haarsträubende Stücke von Setzerwillkür in seinem „Spiegel der Arznei". Die im gleichen Jahre in Kolmar beginnende Syphilisliteratur aus Hohenheims Feder wurde untersucht und in ihren Zusammenhängen festgestellt, woraus sich dann ihre Verteilung auf die Jahre 1528 und 1529 in sicher zu fixierender Reihenfolge ergab.

Nebenher mußte die Versammlung in Karlsbad vorbereitet und als Vorarbeit dazu das Verfahren erwogen werden, mit dem unsere junge Gesellschaft gegen die Verschiebung von Bismarcks Leibarzt Ernst Schweninger vom Lehrstuhl der Dermatologie auf den der Geschichte der Medizin an der Berliner Universität Einspruch erheben sollte. Hatte doch Schweninger selbst öffentlich erklärt, daß er von Geschichte der Medizin nichts verstehe. Der Protest verpuffte, wie voraus zu sehen war, und Schweninger hat August Hirschs Lehrstuhl bis an sein Lebensende inne gehabt, ohne jemals sein Lehramt auszuüben. Vielleicht aber darf man es als Erfolg unseres, auf den Antrag von Hermann Baas gefaßten, Einspruches betrachten, daß am 17. Dezember des gleichen Jahres

Julius Pagel, der seit Jahren in Berlin um das Fach der Medizingeschichte sich hohe Verdienste erworben hatte, zum Professor Extraordinarius ohne Gehalt ernannt wurde, freilich eine sehr schmale Abschlagszahlung!

Auf mein Haupt sank die Ehre des Professortitels Weihnacht 1904. Ich war durchaus damit zufrieden, daß sie meinem Freunde Pagel 2 Jahre vorher zuteil geworden war. Dagegen war es mir eine besondere Genugtuung gewesen, als mir die erste Ehrenmitgliedschaft bei einer gelehrten Korporation von der Basler naturforschenden Gesellschaft verliehen wurde. Dort war Hohenheim ja am schärfsten vielleicht bekämpft worden, und eben darum bedeutete es eine ganz besondere Anerkennung, vielleicht geradezu einen Erfolg, daß der schärfste Kämpfer für Hohenheim in mir gerade von Basel aus geehrt wurde. Das war schon 1895 nach dem Erscheinen der Paracelsusbibliographie geschehen.

Je mehr ich mich in Hohenheims Schrifttum hineinarbeitete, um so klarer wurde wir auch etwas ganz Allgemeines: wie unendlich viel in dem Zeitraum zwischen Galen und Hohenheim an historischer Aufklärungsarbeit noch zu tun sei. Wohl waren Julius Pagel schon tüchtige Arbeiten am europäischen medizinischen Mittelalter gelungen; das konnte aber unmöglich genügen, um ernsthaft und nachhaltig voranzukommen, allein schon im Vergleich zu der fruchtbringenden Arbeit, die beispielsweise an der Medizin Altägyptens und Altbabylons von manchen Seiten aus geleistet wurde. Für meine eigene Arbeit ergab sich daraus der Schluß, daß ich sie gar nicht weit genug in quellenforschender Weise ausdehnen könne, wofür die Untersuchung über die Iatromathematiker schon ein Belegstück bilden durfte. Das Ende der Arbeit am Paracelsus selber wurde damit natürlich immer unabsehbarer und an ein Zusammenfassen war noch für lange Zeit nicht zu denken.

Überhaupt war es ja für mich lange eine Selbstverständlichkeit, jede eigene zusammenfassende Arbeit abzulehnen, auch eine, für die ich vielleicht damals schon besser vorbereitet gewesen wäre, wie die meisten anderen, zu einer Arbeit über die Medizin der Renaissance und beginnenden Neuzeit, wie sie mir Neuburger im Herbst 1901 für das Puschmannhandbuch zu Hamburg anbot. Und als ich dann 1903 lesen durfte, was der Wiener Freund in seiner Einleitung zum 2. Bande des Handbuches geleistet hatte, war ich befriedigt und hatte meine helle Freude daran, befriedigt vor allem, daß ich dem jungen Kollegen nicht die Gelegenheit ge-

nommen hatte, eine seiner besten synthetischen Arbeiten zu schreiben und an der richtigen Stelle zu publizieren. Denn vor dem Herzgift des Neides hatte ein gütiges Geschick mich bewahrt. Mich freute jede gute Arbeit neben mir so recht aus voller Seele, und zu kritteln hatte ich von jeher fast nur an dem Eigenen. Ich glaube, daß ich gerade durch diese Eigenschaft besonders berufen war, das Ganze zusammenzuhalten, das unsere Fachgemeinschaft bildete. Schon der starke gute Wille entwaffnete mich oft mancher Unzulänglichkeit gegenüber. Ich fühlte mich gegen andere Mitstrebende stets als mithelfender Genosse, nicht als Lehrer oder gar „Meister", auch als ich zum ersteren wenigstens den Auftrag hatte.

Und das rückte ja langsam am Horizont herauf, ohne mich zu erregen oder zu beängstigen; ruhig ging meine Arbeit weiter. Nur Freund Pagel gegenüber packte mich einmal der Gedanke an ein volles Arbeiten im Großen, den ich in einem langen Brief sich entladen ließ (er lagert wohl heute in St. Louis), als er mir geschrieben hatte, er glaube, ich würde wohl über kurz oder lang nach Leipzig geholt werden auf den Lehrstuhl, der dort aus Puschmannmitteln gegründet werde, wie er höre. Das waren aber nur flatternde Gedankenscharen, die mich nicht lange umschwirrten.

Ich war schon als forschender Gelehrter auf Paracelsusspuren einigermaßen in der Welt herumgekommen, auch außerhalb Deutschlands und Österreichs, in die Schweiz, nach Ungarn, Holland, Frankreich und England, wenigstens in die Hauptstätten der dortigen Massenlager des zu Erforschenden, nach Paris und nach London. Nun sollte ich zum erstenmal den Weg nach Italien finden und gleich nach Rom. Ein Gönner hatte mir das Portemonnaie etwas gespickt, das durch die heranwachsenden Kinder etwas knapper gehalten wurde in den letzten Jahren trotz erheblicher Einnahmen.

Es war das Jahr des internationalen Historikerkongresses in Rom 1903, und schon auf dem Weg durch Italien führte mich der Zufall mit historischen Fachleuten zusammen. Aussprachen über die augenblickliche Situation in der deutschen Historik und ihre Vertreter kürzten die lange Fahrt durch das mir damals noch neue Land, während der Abend- und Nachtstunden. Am Tage wurde mit gespannter Aufmerksamkeit das vorbeiziehende Gelände in die lebendigen Sinne aufgenommen. Ich bin später mit Land und Leuten Italiens von Turin bis Venedig, von Verona bis Syrakus,

Taranto und Brindisi vertrauter geworden, als mit irgendeinem Lande außer Deutschland und Deutsch-Österreich. Schon der damalige Aufenthalt in Rom war voll nachhaltiger mächtiger Eindrücke, die sich in manchem späteren Aufenthalt von vielwöchiger Dauer noch gewaltig vertieften.

„O glücklich wer im Frühling war,
Wenn's Ostern wird, am Tiberstrom,
Dem singt und klingt es immerdar
Wie Orgelton: o Rom, o Rom!"

Überhaupt Italien ist ein großes Kapitel in meinem Erleben und meiner Arbeit. Mit der Sprache wurde ich schon in Augsburg als Krankenhausarzt ziemlich vertraut. Die italienische Arbeiterkolonie war dort recht zahlreich; Männer und Frauen suchten nicht selten die Hilfe unseres Krankenhauses auf, und ich, der an Sprachen besonders Interessierte von den 4 Assistenzärzten, machte mich kurz entschlossen über das Erlernen dieser schönen Sprache, die ich täglich zu üben in der Lage war. Ich hatte dann am Niederrhein in der großen Steinbruchsarbeiterschar im Neandertal samt Frauen und Kindern reichlich Gelegenheit, meine italienischen Sprachkenntnisse zu pflegen, und bei meiner menschenfreundlichen und leutseligen Art des Verkehrs mit der Arbeiterschaft war ich bald von weit und breit her von Italienern aufgesucht, die zu dem ihrer Sprache Mächtigen das größte Vertrauen schöpften und auch in anderen als ärztlichen Angelegenheiten Rat und Hilfe bei mir suchten. So machte es mir dann später in Italien selbst besondere Freude, scherzend mit dem Volke zu verkehren, und ich hatte oft eine ganze Schar von Kindern um mich, die begeistert auf meine spielerischen Scherze eingingen, ohne zu „betteln", worüber weniger verständnisvolle eigene Volksgenossen oft recht unnötig Klage führten. Auch als ich noch bald nach dem Kriege wieder nach Oberitalien kam, war meine Aufnahme überall die allerbeste, warm bewillkommnende. Das ist seitdem anders geworden, nicht durch mich, sondern durch die von oben bewirkte andere Einstellung der Volksseele gegen die „Fremden", ohne daß ich persönlich irgendwie zu klagen hätte bei meiner gleichmäßig ruhigen und freundlichen Art und guter Sprachbeherrschung. Nur die harmlose Unbefangenheit von früher schien verschwunden.

Es kann kaum einen Nichtitaliener geben, der mit mehr freudiger Gerechtigkeit als ich, jedem Großen in Kunst und Wissenschaft auf italienischem Boden seit der Antike bewundernd offenstand und -steht, namentlich auch in der Medizin durch alle Jahrhunderte, frei von jeder nationalen Voreingenommenheit. Italien und überhaupt die ganze Mittelmeerkultur zu erfassen, zu verstehen und aus voller Überzeugung zu bewundern und von seinem unzähligen Großen mit tiefem Respekt freudige Kenntnis zu nehmen, war mir tiefes Bedürfnis.

Ruhig abwägend habe ich als Historiker überhaupt von jeher die Leistungen aller Völker ohne jeden Chauvinismus zu schätzen, bewundernd zu würdigen, ihnen gerecht zu werden, mich bestrebt, auch zu Zeiten, da der Wille gegen alles Deutsche bei den Nachbarvölkern so stark war, eingestandener- und uneingestandenermaßen. Namentlich auch den großen Kulturleistungen Frankreichs im Mittelalter und in neuerer Zeit glaube ich neben denen der Italiener ganz besonders mit offener Seele gegenüber gestanden zu haben und diesem Lande schon in seiner Frühzeit medizinische Großleistungen zuerkannt zu haben, von denen es selbst noch keine rechte Vorstellung hatte und hat.

Reich an neuen Eindrücken und Erfahrungen bin ich von meiner ersten Fahrt aus Italien heimgekehrt und habe, nachdem ich in Rom über Hohenheims literarische Hinterlassenschaft geredet hatte, meine Arbeit an dieser rüstig wieder aufgenommen. In der Vatikana hatte ich einen mir und jedermann noch sonst unbekannten Kölner Frühdruck von Hohenheims Nürnberger Syphilisschrift aus dem Jahre 1530 kennengelernt, wie mir denn auch später noch einige kleine Drucklegungen gerade aus Hohenheims Lebenszeit zu finden glückte, wie ich dies erwartet und 1894 schon ausgesprochen hatte. Auch Handschriftliches von Hohenheim aufzufinden, gelang mir später noch da und dort, ohne daß dies zur Vervollständigung seines geistigen Bildes etwas Wesentliches beigetragen hätte, wie ich es in meinem Handschriftenbande schon 1899 fixiert zu haben glaubte. Nur ein in Dresden fast zufällig aufgefundener Originalbrief Hohenheims vom Anfang des Jahres 1540 ergänzt sein Lebensbild nicht ganz unerheblich, wie denn auch die neuen kleinen Schriften aus den Schweizer Jahren neue Farben in sein Wirken und Denken jener Zeit mischen.

In einem Genfer Vortrage 1904 suchte ich klarzustellen und festzuhalten, wie sich die Beurteilung Hohenheims in der neuesten Zeit zu seinen Gunsten verschoben habe. Ich hatte dabei auf kleine Unebenheiten in der Beurteilung des Paracelsus hingewiesen, welche sich bei dem hochverdienten Wiener Historiker der Geschlechtskrankheiten I. K. Proksch finden, der auf seinem eigensten Gebiete dem genialen Forscherblick Hohenheims voll gerecht werde, auf anderen, ihm persönlich ferner liegenden, versage.[1]) Der eitele Streithahn nahm diesen Hinweis auf die Grenzen, welche der Beurteilungsgabe des Spezialhistorikers gesteckt sind, gewaltig übel und fing nun an in seiner berüchtigten bissigen Art auf mich loszuhacken. Ich habe es getragen, ohne mich viel belästigt zu fühlen oder mir den Arbeitsmut mindern zu lassen.

Der Genfer Philosophenkongreß von 1904 war durch die große Zahl interessanter Persönlichkeiten wertvoll, mit denen er mich zusammenführte, wenn auch nicht alle erschienen, die man glaubte erwarten zu dürfen. Schon in Rom war ich mit dem ebenso bedeutenden, wie menschlich anziehenden Historiker der Naturwissenschaften, Paul Tannery, bekannt geworden; hier konnte ich ihm noch näher treten, ihm und seiner Gattin, die, namentlich auch als treue Verwalterin seines schriftlichen Nachlasses, rühmlicher Erwähnung verdient, nachdem ihr Gatte bald darauf das Zeitliche gesegnet hatte. In Genf war sein Leben schon schwer verdüstert, da ihm in seiner französischen Heimat leider nicht die verdiente Anerkennung und Stellung geworden war.

Unterdes warfen die kommenden Leipziger Ereignisse ihre Schatten voraus. Während seiner Leipziger Privatdozententätigkeit, vom Mai 1878 bis Ende des Sommersemesters 1879, hatten Dr. med Theodor Gustav Ferdinand Puschmann und seine Gattin Marie Karoline Cäcilie geb. Fälligen den Beschluß gefaßt, in einem gegenseitigen Testamente ihren gesamten künftigen Nachlaß der Universität Leipzig zu vermachen mit der Bestimmung, daß die Erträgnisse „Zur Förderung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Medizin verwendet werden sollen". Puschmann selbst hat kurz vor seinem Tode (28. 9. 1899) das gemeinsame Testament für seinen Vermögensteil

[1]) Congrès international de Philosophie, II. Session ... Rapports et comptes rendues ... Genève 1905. S. 817ff.

aufgehoben und diesen für die Wiener Universität bestimmt. Frau Marie Puschmann-Fälligen ließ in Erinnerung an die schöne Leipziger Zeit (in der Dresdnerstr. 41, Edg.) den Gedanken des Gatten für ihren weit größeren Vermögensteil bestehen. Sie starb am 21. Juli 1901, und nach einem langen Anfechtungsprozeß durch die Familie konnte die Leipziger Universität im Frühjahr 1904 in Erwägungen eintreten, was auf Grund letztwilliger Verfügung der Erblasserin mit der ihr zufallenden Stiftungssumme geschehen solle.

Nach Bekanntwerden des Gerichtsentscheides in der Presse ließ sich der Senior deutscher Historiker der Medizin, Hermann Baas, zur Verwendungsfrage ohne Namensnennung in Nr. 20 der Münchner med. Wochenschr. vernehmen (und den gleichen Aufsatz später mit Nennung seines Namens in den „Wiener Med. Blättern“ wieder drucken). Offenbar glaubte nun ein Leipziger Privatdozent für Pädiatrie seine Stunde gekommen, meldete in Leipzig eine einstündige Vorlesung für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften an und zog gegen den Anonymus der Nr. 20 in der Nr. 26 der Münchner Medizinischen, vom 28. Juli, scharf vom Leder, indem er die deutschen Fachvertreter der Medizingeschichte auf dem Katheder, wie in der Diaspora herabzusetzen, ja zu verspotten sich für befugt hielt, was mich als Vorsitzenden der deutschen Gesellschaft auf die Schanzen rief (s. Münchner med. Wochenschr. Nr. 30). Erstaunlicherweise trat in der nächsten Nummer der gleichen Zeitschrift der verdiente Vesalbiograph Moriz Roth in Basel, 65jährig, auf den Plan mit einer Verurteilung der gesamten modernen medizingeschichtlichen Schriftstellerei, die dem verwerflichen Beispiel Albrecht Hallers in historischen Dingen gefolgt sei und aus den medizinischen Fakultäten deutscher Hochschulen gänzlich verbannt werden müsse. Angeschlossen war eine Exemplifizierung auf den trostlosen Zustand in der Hippokratesfrage, die an Klarheit viel zu wünschen übrig ließ und in der sonderbaren Forderung gipfelte, daß man eine wahrhafte Hippokratesbiographie schaffen müßte, wie er selbst sie für die andere große Erscheinung der Medizingeschichte, für Vesalius geleistet habe. Dieser Rothschen Überkritik, die nur in der lauten Forderung wirklicher Quellenforschung einen Kernpunkt traf, trat dann einer der besonders angegriffenen, Pagel, einige Wochen später (Nr. 35 der MMW.) scharf entgegen, der auch, sowie Neuburger, auf der Breslauer Naturforscherversammlung dazu ausdrücklich Stellung nahm.

So war also in der Presse (meiner Ansicht nach viel zu viel) Lärm geschlagen worden über die Grundfragen medizingeschichtlicher Forschung. Man mag dazu in der Leipziger med. Fak., der die Entscheidung zukam, weidlich den Kopf geschüttelt haben. Doch habe ich darüber nichts erfahren, auch niemals danach gefragt. Jedenfalls bat der damalige Leipziger Dekan, der bekannte Kliniker HEINRICH CURSCHMANN, mich am Ostersonntag 1905 (23. April) von Schloß Labers aus (bei Meran) telegraphisch zu einer Aussprache „in akademischer Angelegenheit" in die „Rose" nach Wiesbaden, als deren Ergebnis ich 11 Wochen später die Berufung nach Leipzig als planmäßiger Extraordinarius der Medizingeschichte erhielt. Es war keine leichte Entscheidung, vor die ich mich, 51 Jahre alt, jetzt gestellt sah. Um dieselbe Zeit war auch die medizinische Fakultät der Universität Rostock an mich herangetreten, um mich nach dorthin als Honorarordinarius der Medizingeschichte zu gewinnen; die ehrenvolle, aber unbezahlte Stellung mußte gegenüber dem Leipziger Rufe zurückstehen, was ich der Fakultät und dem mecklenburgischen Ministerium zu Anfang August nach Abschluß der Dresdner Verhandlungen mit besonderem Danke mitteilen mußte.

Mit der Frage der Notwendigkeit eines Hochschulunterrichtes in der Geschichte der Naturwissenschaft und der Medizin hatte sich unsere Gesellschaft auf den Tagungen zu Kassel 1903 auf Grundlage von Denkschriften von GÜNTHER und mir ausgiebig beschäftigt und auch von den alljährlich wiederkehrenden Verhandlungen im preußischen Landtage über diese Frage, im Gange erhalten durch die Abgeordneten BÖTTINGER des Kreises Mettmann und seine Respondenten VIRCHOW und Ministerialdirektor ALTHOFF auf Grund der Stenographischen Sitzungsberichte (s. Bibliothek des Leipziger Instituts) Kenntnis genommen. Auch auf der Breslauer Tagung 1904 hatte man sich mit dieser Frage wieder beschäftigt, anknüpfend an eine eben erschienene Schrift von MAGNUS, die dort vorlag. Der Vorsitzende der Gesellschaft hat im Anschluß daran dem Herrn Ministerialdirektor Dr. ALTHOFF seine Aufwartung gemacht, die einen dramatischen Verlauf nahm und den Erfolg hatte, daß HUGO MAGNUS (!) den Titel eines Geheimen Sanitätsrats erhielt, im übrigen alles beim Alten blieb. Ich selbst hatte schon im Frühjahr 1903 in einem Zyklus abgerundeter Vorträge in Düsseldorfer ärztlichen Kreisen einen Überblick über die Ent-

wicklung der Heilkunde zu geben versucht und damals auch meine Studien über das medizinische Zeitschriftenwesen in Deutschland bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts verfaßt und veröffentlicht.[1])

So hat die Arbeit, wissenschaftliche und organisatorische, auch in diesen Abschlußjahren meiner Lebensspanne am Niederrhein nicht geruht. Rastlos vorwärts war noch immer mein Leitmotiv. Mich beschäftigten dort im letzten Sommer besonders die großen Ärzteheiligen Kosmas und Damianos und ihre Verewigung durch die Kunst des mittelalterlichen Frührom, der Handschriften und der Renaissance, sowie der Medailleurkunst durch die Jahrhunderte, im Dienste ärztlicher Standesverehrung. Am Kalendertage der Heiligen, am 27. September, konnte ich darüber zum ersten Male auf der Naturforscherversammlung zu Meran Bericht geben.

Unsere Meraner Gesellschaftssitzung stand damals ganz im Zeichen der Trauer um die großen Männer der Geschichte der Naturwissenschaften, die uns seit der letzten Tagung entrissen waren: Georg W. A. Kahlbaum und Paul Tannery, dem um die völlig unverdiente Zurücksetzung der Regierung, nachdem ihn endlich das einstimmige Votum des Collège de France und der Académie des Sciences auf den Lehrstuhl der Geschichte der Naturwissenschaften berufen, das Herz gebrochen war.

Was mir die Entscheidung über die Frage der Annahme des Rufs nach Leipzig so schwer machte, war ein recht Vielfaches, das mich seit der Aussprache mit dem Dekan der Leipziger medizinischen Fakultät zu Ostern 1905 in Wiesbaden aufs Tiefste bewegte und fast ständig auf meinen einsamen Gängen, Fahrten und Ritten beschäftigte, was auch mit der treuen Lebensgefährtin immer wieder besprochen wurde. Zunächst handelte es sich um das Aufgeben der ärztlichen Praxis, die doch meinen ganzen Menschen ausgefüllt hatte. Schon lange bevor ich wußte, daß die Fakultät eine Beschränkung auf konsultative Betätigung erwarte, war ich mir selbst darüber klar geworden, daß ich die mir selbst zu stellenden Aufgaben in Forschung und Lehre, nur dann zu erfüllen hoffen könne, wie ich es von mir verlangte, wenn ich jede Form ärzt-

---

[1]) Der Anfang ist in diesem Bande S. 273—282 wieder abgedruckt.

licher Betätigung völlig aufgab, auch die konsultative. Ich habe mir Wort gehalten — und seelisch lange Jahre schwer darunter gelitten. Bitter sollte ich das Vertrauen, das Tausende in mich gesetzt hatten, entbehren, am Empfindlichsten vielleicht das der Mütter, die mit ihren Kindern zu mir gekommen waren, felsenfest davon überzeugt, daß wenn irgendeiner, ich derjenige sei, der ihnen ihren Liebling erhalten und zur Genesung zurückführen könne. —

Daß es mit dem herrlichen Amte des helfenden Heilandes für immer vorbei sein mußte, war der erste und der schwerste Entschluß. Er wurde durch die Erkenntnis nicht erleichtert, daß es eben deswegen mit dem Tage der Übernahme der Leipziger Lehrstelle hieß, sich mit einem knappen Drittel des Einkommens abzufinden, das sonst mir aus ärztiicher Tätigkeit zugeflossen war. Wohl hatte ich die einzige Tochter schon verheiratet und reichlich ausgestattet und den ältesten Sohn durch die Hochschuljahre erhalten, der nun seinen Broterwerb notdürftig hatte. Der jüngere war noch in der Prima, und das Studium in Leipzig ihm zu ermöglichen, schien mir leichter. Langwieriges Rechnen und wieder Rechnen und die Bereitschaft der treuen Gefährtin, so weit es nötig sein sollte, sich mit mir einzuschränken und selbst zu darben, wenn ich den Ruf in mir fühle, eine große Aufgabe, die ich mir selbst stellte, zu erfüllen, gaben schließlich den Ausschlag. Der Entschluß war schwer, auch später seine Ausführung, wie ich nach der Entscheidung erfahren sollte. Halb entschlossen zur Übernahme der neuen Aufgabe, zog ich nach Leipzig und nach erneuter Rücksprache mit dem Dekan nach Dresden am 25. Juli. Man hatte mir den etatmäßigen Extraordinarius angeboten mit einem Gehalt, der den Anfangsgehalt der Ordinarien wesentlich überstieg, schließlich rund das Anderthalbfache der untersten Stufe der Leipziger Ordinarien erreichte. Daß die Fakultät über den Extraordinarius nicht hinausgehen wolle, erfuhr ich nochmals ausdrücklich in Leipzig. Im Ministerium erklärte mir der Minister selbst: „für uns sind Sie Ordinarius, aber die Fakultät widerstrebt". Ob dieses Widerstreben zu überwinden gewesen wäre? Ich halte es heute nicht für unmöglich, überschaute aber die persönliche Tragweite für mich damals nicht, hätte mir aber viel schwere Stunden später erspart, wäre ich damals zäher gewesen, schwere Stunden, die mich fast zum Rücktritt in die Praxis geführt hätten, ein Gedanke, der mich immer mehr lockte, je unwürdiger ich meine

Stellung an der Hochschule mehr und mehr empfinden mußte. Doch genug davon! —

Die Hauptbedingung, die ich bei der Berufung stellte, war die Schaffung eines Instituts für die Geschichte der Medizin an der Universität, ganz nach meinem Kopfe, dessen Einrichtung und Leitung (Direktion) mir übertragen werde. Sie wurde gewährt und das beim Universitätsrektorat gebildete Kuratorium der Puschmannstiftung hat mich in dessen Ausbau meist unterstützt, bald völlig gewähren lassen. Nur einmal, als ich über den Ankauf ägyptischer Mumienmacher-Instrumente zu Studienzwecken verhandelte, ließ es mich empfindlich (mit knapper Mehrheit, im wesentlichen Mediziner!) im Stich, weil man bei dem Institut „kein Museum entstehen lassen wollte".

Die Raumfrage wurde langsam in zufriedenstellender Weise gelöst. Durch die eigene Bereitwilligkeit zu mehrfachem Umzug im Lauf der Jahre, wenn die innegehabten Räume für anderen Universitätsbedarf dringend benötigt wurden, brachte ich mein Institut auf der Grundbedingung der jeweiligen Verdopplung des zuzuweisenden neuen Raumes vorwärts. Nach einem kurzen Provisorium in einem Zimmer der Fakultät konnte ich im März 1906 die ersten Institutsgelasse im ersten Stock des mathematisch-mineralogischen Institutsgebäudes beziehen: 7 Räume von insgesamt 160 Quadratmetern, die dem physikalischen Institut gedient hatten. Im September 1909 zog ich zum zweiten Male um, in das 2. Obergeschoß des Zoologischen Institutes, in Räume, die dem Mineralogen Zirkel als Privatwohnung gedient hatten. Der dritte Umzug erfolgte im Herbst 1916, wo 10 Räume im Erdgeschoß, insgesamt 480 Quadratmeter, dazu 4 Räume im Kellergeschoß zur Verfügung gestellt wurden[1]. Hier befand sich das Institut noch zur Zeit meiner Emeritierung (1. 4. 1925) und heute noch. Die Bibliothek ist in diesen 20 Jahren von 0 auf 20000 Bände angestiegen, um nur einen einzigen Posten des Inventars anzugeben.

So war es also mit meiner amtlichen Arbeitsstätte beschaffen; nach welchen Gesichtspunkten aber wurde denn von dem neuen Direktor gearbeitet?

---

[1]) Pläne usw. und eingehende Beschreibungen im 3. Band der Festschrift zum 500jähr. Bestehen der Univ. Leipzig S. 121ff. und Mitt. XVI, S. 1—7.

Im Sinne Leopolds von Ranke habe ich die Aufgabe des Historikers stets darin gesehen, zu erkennen und darzustellen, „Wie es eigentlich gewesen ist“, ohne Rücksicht darauf, wie die Dinge vergangener Zeiten bisher dargestellt worden sind. In völlig objektiver Quellenforschung, rein induktiv sah ich meine Aufgabe. Von den drei beliebten Hauptperioden der Geschichte: Altertum, Mittelalter, Neuzeit, schien mir das „Mittelalter“ der quellenforschenden Originalarbeit noch weitaus am meisten zu bedürfen, daneben die Prä- und Frühhistorik, auf deren fortlaufend neuentdeckte Quellen und Forschungsergebnisse ich ein ganz besonderes Augenmerk hatte. Für das Mittelalter waren es besonders die Handschriften des Abendlandes, auf deren Durchforschung ich ständig bedacht war, und das Studium anderer Dokumente, wo ich deren habhaft werden konnte, namentlich in Archiven aller Art, weniger der schon publizierten, deren Bearbeitung ich großenteils anderen schon damit beschäftigten Fachkollegen überließ, als der noch zu erschließenden Originalakten.

Für die Verzettelung der schon gedruckten Handschriftenkataloge auf medizinische Texte, anonyme, wie nach Autoren benannte, zog ich sofort die Hilfe bezahlter, philologisch gebildeter Hilfskräfte heran, während ich mich über das Studium der Handschriften selbst hermachte, in Leipzig, wie an den übrigen Bibliotheken Europas, die ich, soweit möglich, in andauernden Reisen aller Ferienzeiten, mit zäher Konsequenz aufsuchte. Mein Arbeiten geschah nicht mehr in der alten Form eigener sofortiger Abschrift etwa gefundener neuer Texte, von irgendwelcher Wichtigkeit, sondern beschränkte sich auf gründliche Durchsicht Seite für Seite und genaueste Notierung. Für das Institut ließ ich sofort photographieren, weiß auf schwarz im Rotogramm, was von hinreichender Bedeutung und noch unbekannt zu sein schien. Von größeren Stücken wurde zuerst nur Anfang und Schluß photographiert, wo ich nicht völlig sicher war, daß es sich um etwas Neues handele oder daß die Beschaffenheit des Textes so wertvoll sei, daß man neben anderer Handschriftenüberlieferung auch dieser für eine künftige Erst- oder Neuedierung bedürfen werde. Im gewöhnlichen Plattenverfahren wurden nur Zeichnungen oder gemalte Fachminiaturen reproduziert oder mit der Leitung der betreffenden Bibliothek die spätere Versendung auf Abruf an das Leipziger Institut vereinbart, das früh schon photographische Apparate besaß. Ein besonderes Augenmerk richtete ich von Anfang an auf das

Illustrationsmaterial der medizinischen und naturwissenschaftlichen Handschriften, das Graphische im engeren Sinne, das gesammelt schnelleren ersten Überblick über manches ermöglichte, als die Lesung der Texte, der ich aber auch bei den größten Schwierigkeiten niemals aus dem Wege ging. Sofort nach Schluß des ersten Lehrsemesters nahm ich diese Reisen auf, zunächst nach Niedersachsen, Braunschweig, Wolffenbüttel usw.; auch Halberstadt und Quedlinburg wurden besucht. In Magdeburg knüpfte ich beim Staatsarchiv an. In jedem Jahre brachte ich einige Wochen bei den Münchner medizinischen Handschriften zu und bei den dortigen medizinischen Inkunabeln. Weiterhin wurden Dänemark, Schweden, Holland, Belgien, England und Frankreich nicht vergessen, die ich z. T. früher schon besucht hatte. Seit 1905 aber war an Stelle früherer Eklektik die systematische Erforschung des ganzen medizinischen Nachlasses aus dem Mittelalter getreten und namentlich auf Italien in vielen Reisen ausgedehnt worden, wie schon betont. Ergebnisse sind in den zwei Jahrzehnten schon sichtbar geworden, wenn auch ein großer Teil meiner autoptischen Resultate des Handschriftenstudiums als Beobachtungsniederschläge in meiner Großhirnrinde fixiert, also unveröffentlicht geblieben sind.

Auf diese Weise glaube ich über meinen großen Vorgänger Charles, gen. Daremberg immerhin etwas hinausgekommen zu sein, der gegen Ende seiner intensiven Handschriftenforschungen zu Anfang des Jahres 1855 in einem Brief an Malgaigne in die fast elegisch resignierten Worte ausbricht:

Ich öffne niemals ein mittelalterliches ⟨medizinisches⟩ Manuskript, ohne irgendein unerwartetes Schriftstück zu finden, irgendeinen unbekannten Text, der mit einem Zuge ein mehr oder weniger lebhaftes Licht auf den oder jenen Punkt der Geschichte jener Epoche wirft, die als so unfruchtbar oder so barbarisch gilt. Ich beklage bitter die Sorglosigkeit jener Medizinhistoriker, welche statt auf handschriftliche Texte zurückzugreifen, nicht einmal die gedruckten Texte lesen. Ich finde mich erdrückt von der Masse des Stoffes, der von allen Seiten unter meinen Händen heranströmt, ich verzweifle, jemals das Ziel zu erreichen, das ich mir gesteckt habe und das zweifelsohne zu ehrgeizig ist. Ich verstehe, daß das Leben vieler Menschen, auch der arbeitsamsten, kaum ausreichen würde, dies unbebaute Gebiet urbar zu machen, ich fühle meinen Mut sinken in der Erkenntnis, daß ich nicht ausreiche zu solchen Untersuchungen, die noch gemacht werden müssen, vor so großen Dingen, die gelesen, exzerpiert und in Ordnung gestellt werden müssen, zu so großen Forschungsgängen, die unternommen werden müßten im Gebiet der Geschichte und der allgemeinen Literatur. Traurig wieder-

hole ich die Worte des HIPPOKRATES: Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urteil schwierig . . . "

Kam mit solchen Worten DAREMBERGS Arbeit am Mittelalter damals zum Abschluß, so hat mein Stern, meine Energie, meine Methode, mich vor Mutlosigkeit bewahrt, wieviel auch noch zu tun ist, auch da, wo ich munter und siegesgewiß den Spaten angesetzt habe. Vielleicht könnte ich sogar umgekehrt sagen: Ich schlage wenige Handschriften auf, die Neues enthalten, ohne Erwartetes zu finden, wie wenig auch außer von PAGEL in dem halben Jahrhundert zwischen dem Stoßseufzer DAREMBERGS und dem Beginn meiner Gesamtaufnahme an fördernder Forschung am Mittelalter geleistet ist. Gewiß ist kein Grund zu Triumphgesängen und ich neige gar nicht dazu, aber die Erforschung der Medizin des Mittelalters hat doch einige Fortschritte gemacht im letzten Vierteljahrhundert.

Habe ich so bei einer einzigen meiner Arbeitrichtungen etwas ausgiebiger verweilt, so sei ein kurzes Wort gesagt über die neu geschaffenen Publikationsstellen für meine und meiner Schüler und Mitstrebenden Arbeitsergebnisse. Unterstützt durch die Mittel der Puschmannstiftung wurde ein „Archiv für Geschichte der Medizin" geschaffen, dessen erstes Heft im September 1907 hinausging, eingeleitet durch ein Wort meiner Feder über „Richtungen und Strebungen in der medizinischen Historik", gleichsam als Arbeitsordnung meines wissenschaftlichen Betriebes und Schaffens. Da der Verleger diesen Band Abhandlungen als 21. in die Reihe der Archivbände einfügt, kann ich mir das Eingehen auf diesen programmatischen Artikel hier ersparen und den Leser einfach auf Band I S. 1—11 verweisen. Wer diese Seiten aufmerksam durchliest, mit dem seither im „Archiv" und den „Studien" Geleisteten vergleicht, wird vielleicht zu dem Zugeständnis geneigt sein, daß meine Schüler und ich im ganzen diese Richtung eingehalten und einige Erfolge aufzuweisen haben.

Doch lieber über meine Art an der Medizin vergangener Zeiten namentlich des Mittelalters zu arbeiten aus dem Studium selbst heraus noch ein paar Worte zur Klärung und Festlegung meiner Forschungsweise.

Es war so meine Art, mich mit den Vorgängen früherer Zeiten so lange mit einer gewissen eindringlichen ja zudringlichen Liebe

zu beschäftigen, bis sie unter meinen Händen, vor meinem geistigen Auge Leben gewannen und damit ihr Wesen enthüllten, aber durchaus nicht, sie etwa eifrig zurecht zu kneten, bis sie Analogien zu Vorgängen anderer Zeiten und Orte darzubieten schienen, also ihnen etwa eine Schablone größerer oder geringerer Geläufigkeit aufzupressen. Mit Anspannung aller Sinne pflegte ich ohne bewußte Absichtlichkeit darauf zu achten, welch besondere individuelle Züge eigenen Sonderlebens die Dinge mir offenbarten. Wollten sich solche Züge nicht klar genug herausbilden, so ließ ich wohl auch zunächst davon ab und ging ein späteres Mal erneut an meine stille Beobachterarbeit des Hinschauens und Hinhörens auf die leisen Regungen längst versunkener geistiger Lebensvorgänge, in deren Betrachtung für mich ein besonderer, geradezu biologischer Reiz lag, etwa ähnlich dem Beobachten pflanzlicher Lebenserscheinungen. Ich hätte ihr fernes verhaltenes Leben zu stören befürchtet, wäre ich ihm etwa mit dem Zwange von Parallelisierungen gekommen, ehe sie mir ihr Letztes an Eigenleben enthüllt hatten. Für ein Einschachteln, Schablonisieren oder Etikettieren war ja, wenn notwendig, immer noch Zeit. So ungefähr war meine Einstellung bei der Forscherarbeit. Im Grunde hat man es ja bei allem Historischen mit Einzelvorgängen zu tun, deren etwaige Einzigartigkeit wichtiger ist für ihr Verständnis, als ihre generalisierende Einreihung in allgemein menschliche Gebundenheiten.

Trotzdem sind im historischen Geschehen Parallelerscheinungen natürlich keine Seltenheiten, auch voller Beachtung wert und von mir keineswegs gering geschätzt oder übersehen worden.

Einschiebend möchte ich folgendes anmerken. Gar nichts hat mit allem Gesagten meinem Gefühl nach d a s zu tun, was ich als persönliches Schlußerlebnis anschmiegender Befassung mit Lebenserscheinungen in der Vergangenheit nicht selten buchen durfte, das intuitive Erschauen neuer Zusammenhänge, oft auf weite Raum- und Zeitstrecken, die blitzartig mir aufleuchteten. Das war mir durchaus nicht ein Erarbeitetes, auch nichts gefühlsmäßig aus der Beschäftigung mit der versunkenen Erscheinungswelt Erschlossenes, hat auch strenggenommen mit der nachfolgenden synthetischen Erfassung und Ausgestaltung noch nichts zu tun, geht vielmehr der schaffend sich auswirkenden gedanklichen Synthese voraus: ein Zwischenmoment der Intuition, die plötzlich da ist, vor mir aufsteigt, eine ganz persönliche Gabe, ein Geschenk

gleichsam ohne alles arbeitsmäßige Verdienst, ein wirkliches Erlebnis geistigen Schauens, nicht etwa erschöpft mit der Betätigung einer feinen historischen Spürnase, die der Einzelerscheinung ihren Wert abgewinnt. —

Beobachtungsmäßig erfaßbare Parallelerscheinungen, die sich mir aufdrängten, waren besonders in die Augen springend auf graphischen Gebieten, wenn auch keineswegs auf diese beschränkt. Beispiele solcher habe ich damals in meinem ersten Studienhefte zusammengestellt unter dem Gesichtspunkte von „Tradition und Naturbeobachtung in den Illustrationen medizinischer Handschriften und Frühdrucke vornehmlich des 15. Jahrhunderts“. Ich trat fast gleichzeitig mit dem ersten Heft des Archivs im Spätsommer 1907 mit diesem ersten Studienhefte hervor, „quellenforschenden Einzeluntersuchungen gewidmet“. Das erste Heft zeigte die enge Gebundenheit der frühen Druckgraphik an das Handschriftenbild, aber auch die erste Herübernahme eines anatomischen Details in die Frühgraphik des Druckes aus dem Selbstgesehenen, 1493.

Das zweite umfänglichere Heft der „Studien“ erschien im Mai 1908 und hielt sich regionär dem ersten Hefte nah. Es bildete den Abschluß einer langen Arbeitsreihe, die sich schon einige Jahre hinzog: die Untersuchung und bibliographische Festlegung der medizinisch-naturwissenschaftlichen Frühdrucke in deutscher Sprache. Hatte ich doch schon 6 Jahre früher in Karlsbad auf der Naturforscherversammlung über deutsche gedruckte Arzneibücher vor 1500 meinen ersten Bericht gegeben. Die bibliographischen Sohlen, die ich der Untersuchung unterschnallte, waren gut und zuverlässig. Mir kam es mehr auf die Herausarbeitung der literarischen Zusammenhänge an. Mehr als fünfthalbhundert deutsche Druckwerke sind verzeichnet.

Auch auf dem Gebiet der mittelalterlichen Anatomie speziell der anatomischen Graphik war fleißig gearbeitet worden und zu Ende des Sommers 1908 erschien zum internationalen Historikerkongreß in Berlin ein neues Studienheft, das die spätalexandrinische anatomische Fünfbilderserie samt Text in neuer Gestalt zeigte, sie in die provençalische Medizin in Übersetzung und Umzeichnung hineinführte und auch die beiden ersten Bildserien in der mittelpersischen Literatur samt Text kennen lehrte, die den Zusammenhang mit dem Abendland über Alexandrien aufdeckte und ihr damit

erst die sichere Abkunft aus dem Späthellenismus einwandfrei belegte. Ein Zwischenspiel über Skelettdarstellungen in Handschriften und Frühdrucken und ein Anhang über die Anatomiebilder des Henri de Mondeville zeigte die erste anatomische Ernte meiner Weiterforschungen. Ich bin dann noch oft in der Lage gewesen, im Laufe der Jahre diese ersten Forschungslinien zu vertiefen, muß aber hier davon absehen.

Die medizinischen Texte der Antike hielt ich in den Händen der Philologen unter dem Zepter von Hermann Diels einstweilen wohlgeborgen. Aber das ärztliche Leben und das Ärztliche im Leben der Antike hatte mich schon lange gefesselt. Und schon kurz nach meiner Übersiedelung nach Leipzig begann ich zur eigenen Information täglich eine Anzahl Papyri und Ostraka durchzusehen, die schon publiziert waren aus dem hellenistischen Ägypten in griechischer und lateinischer Sprache, und habe mir daraus alles genau notiert, was den ärztlichen Kulturhistoriker anging, wie ich es ansah. So waren in drei Jahren 9288 Papyri meist Urkunden und Briefe durch meine Hand gegangen, ehe ich an die Sichtung des Materials ging. Auch die veröffentlichten Ostraka habe ich nicht aus dem Auge gelassen. Vor Schluß des Jahres 1908 gab ich diese Ergebnisse meiner Studien als 5./6. Heft in Druck (auch die deutschen medizinischen Inkunabeln waren als Doppel(2./3.)-Heft bezeichnet worden). Über den gleichzeitig gesammelten medizinischen Papyrustextstücken waltete ein besonderer Unstern, der hier nicht zur Sprache kommen soll, weil er mich persönlich nicht betrifft. Der Urkundenband der Papyri selbst hätte wohl eine erweiterte zweite Bearbeitung verdient. Ich bin bereit, einem jungen Fachgenossen, der dies unternehmen will, als Beirat an die Hand zu gehen. Als der Urkundenband hinausging, waren für mich $3^1/_2$ reiche Arbeitsjahre vorüber und Leipzig stand im Zeichen seines herannahenden halbtausendjährigen Jubiläums, zu dem auch die Studienhefte beachtenswerte Beisteuern lieferten. Ich selbst gab die Geschichte der ersten hundert Jahre der medizinischen Fakultät von 1409/1509; die 4 weiteren Jahrhunderte hoffe ich noch darstellen zu können, sobald die 14 Bände meiner Paracelsusausgabe fertig vorliegen, was im Manuskript bis 31. Dezember 1930 geleistet sein soll. Soviel neben diesen Studienheften in den ersten 4 Jahren im Archiv erschien, stand mit den Themen derselben zum Teil in engem Zusammenhang, behandelte Anatomie im M. A.

und graphische Probleme, oder knüpfte an frühere Studien an, wie die „Laßtafelkunst“ als Sonderfall an die in den „Abhandlungen“ dargestellte Iatromathematik.

Noch im Jahre 1907 wurde auch die erste und sicher nicht die schlechteste im Institut gearbeitete Dissertation der Fakultät vorgelegt. Als Referent zeichnete ein Ordinarius der Fakultät, während bei zwei nächstfolgenden unter Leitung eines Mitgliedes der philosophischen Fakultät in Gemeinschaft mit mir gearbeiteten Doktorschriften die philosophische Fakultät mich als Referenten mit zuließ. Für medizingeschichtliche Arbeiten blieb es zunächst beim Referat eines anderen ordentlichen Fakultätsmitglieds. Ich war also im klaren, wie meine Fakultät ihren „planmäßigen Extraordinarius“ einschätzte. Das blieb so bis ins Jahr 1914.

Die Verhältnisse hatten sich im übrigen in Leipzig konsolidiert; ich hatte am 14. Februar 1906 meine Antrittsvorlesung gehalten und sie dazu benutzt, Puschmanns Gedächtnis zu erneuern und einige programmatische Worte zu sagen, wie ich mein Amt als Lehrer und Forscher an der Hochschule auffasse (M. M. W. 1906, Nr. 34).

Als Nachklang der Beschäftigung mit der Kunstverklärung der Ärzteheiligen schrieb ich kurze Essays über „Medizin und Kunst“ und über „Malerei und Geschichte der Medizin“, die in dem Katalog der Berliner Ausstellung für Geschichte der Medizin in Kunst und Kunsthandwerk Aufnahme fanden, sowie einen Begrüßungsartikel zur Grundsteinlegung des deutschen Museums im November 1906 für die Münchner Medizinische Wochenschrift (1906, Nr. 46). Hatte ich es doch seit Jahren schon erreicht, daß unsere deutsche Gesellschaft, als Fachvereinigung im Vorstandschaftsrat des Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaften und der Technik einen ständigen Sitz innehatte, den ich selbst fast 20 Jahre einnahm.

Beständig wuchs die Inanspruchnahme durch Ehrenämter organisatorischer und verwaltender Natur. So wurde mir für das Jahr 1907/08 der Vorsitz der medizinischen Hauptgruppe der Naturforschergesellschaft, speziell die Vorbereitung der Kölner Versammlung auf der Dresdner Tagung von 1907 übertragen, auf der auch weitere Maßnahmen zur Förderung des Universitäts-

unterrichtes in der Geschichte der Naturwissenschaften beschlossen worden waren. Der „Vorsitz in der medizinischen Hauptgruppe“ brachte reichlichere Arbeit, als ich erwartet hatte, war aber auch nicht minder interessant und aufschlußreich. Das Jahr ging nicht zu Ende, ohne daß ich eine große neue mehrjährige Arbeit übernommen hätte, die der vorbereitenden Materialbeschaffung zur Geschichte der Naturforscherversammlungen durch Aufarbeitung des an den einzelnen Versammlungsorten seit 1822 noch vorhandenen urkundlichen Materiales, das in einem historischen Archiv der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte übersichtlich archivalisch zugänglich gemacht werden sollte, dessen ehrenamtliche Leitung mir zufiel, wie auch die Sammlung und Sichtung. Die Materialsammlung wurde sofort begonnen und das Archiv mit dem Jahre 1909 im Leipziger Institut eingerichtet in einem besonders dafür reservierten Raume.

Im Jahre 1908 hatte ich auch in Paris, am 8. April einen kurzen französischen Vortrag gehalten als Mitglied der Société française d'histoire de la Médecine über das neolitische „T-Sincipital“, worüber in der Nr. 12 der „France médicale“ vom gleichen Jahr referiert ist. Meine eigene gelehrte Arbeit war ständig weiter gegangen, mochte sie sich nun mit Zahnzangen aus der Antike, mit einem böhmischen Arzt aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, Magister Sulko, mit Augenquerschnittbildern im Abendland oder sonst was befassen oder Kongreßtagungen vorbereiten. Namentlich hatte mich damals schon die handschriftliche Vorgeschichte des graphischen Materials intensiv beschäftigt, welches im Venezianer Inkunabeldrucke eines angeblichen deutschen Arztes, „Dr. Johannes de Ketham“ 1491 dargeboten war. Ich hatte es schon ein Jahrhundert weiter zurückleiten, die Untersuchung aber erst 15 Jahre später zu ihrem endgültigen Abschluß gelangen lassen können. So ist es manchmal mit solchen Arbeiten, die auf Gunst des Finderglücks in hohem Maße angewiesen sind.

Meines organisatorischen Eingreifens bedurfte auch der 70. Geburtstag des schon einmal genannten Hermann Baas in Worms, für den eine Festschrift zum 24. Oktober 1908 vorbereitet wurde, deren Widmungsworte mir zufielen. Von einem eigenen historischen Beitrag (dem Dresdener Paracelsusbrief) habe ich schon oben gesprochen.

Auch einer anderen lange von mir geplanten Unternehmung gelang es meiner organisatorischen Bemühung das krönende Ende zu geben, unter Mitarbeit gleichstrebender Genossen, einem „Archiv für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik“, für das ich endlich im Oktober 1908 den Prospekt schreiben konnte, den der Verleger dann in die Lande gehen ließ. In diesem Prospekt des Verlags F. C. W. Vogel gab ich auch der Öffentlichkeit davon Kunde, daß es eine Aufgabe des beginnenden Jahrzehntes sein werde, durch die Zusammenarbeit vieler Historiker der Naturwissenschaften eine Geschichte der deutschen Naturforscherversammlungen und ihre Einwirkung auf die Fortentwicklung der deutschen Naturwissenschaft zu schreiben, sowie auch die deutschen Männer und deren Leistungen ins Licht zu stellen, die zu diesen Geistestaten die Führenden gewesen waren. Als meine getreuen Mitarbeiter unterzeichneten dieses aufrufende Programm: Karl von Buchka in Berlin, Hermann Stadler in München und Ingenieur Otto Vogel in Düsseldorf. Schon mit dem Schlußhefte dieses Bandes, das als Festschrift dem großen Historiker der Mathematik, Moriz Cantor, dargeboten wurde, war auch Freund Sigmund Günther in den Redaktionsstab dieses Archivs für Geschichte der Naturwissenschaften eingetreten, das für mich den Abschluß meiner großzügigen publizistischen Organisation bedeutete, zu deren Vollendung ich mit ruhiger Zähigkeit 8 Jahre hatte wirkend in die Welt gehen lassen: ein zentrales Organ für das ganze Gebiet die „Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften“, beiderseits flankiert durch die zwei „Archive“ für Geschichte der Naturwissenschaften und Geschichte der Medizin, das letztere verstärkt durch die Studienhefte für größere Monographien, für welche eine Parallele für die Naturwissenschaften sich vielleicht im Anschluß an das in Aussicht stehende Institut in Berlin zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin endlich wird schaffen lassen.

Das Archiv für Geschichte der Naturwissenschaften kam im Unglücksjahr 1922 mit seinem 9. Bande völlig zum Erliegen, erlebte aber eine fröhliche Urständ im Sommer 1927 durch die arbeitsfreudige Energie meines Freundes Julius Schuster, der das Archiv von Band 10 ab Sudhoffs Archiv nennen wollte, zur Betonung meiner Wirkungskraft bei seiner ersten Gründung 1908. Doch ist dieser Name dann durch Vereinbarung dem Archiv für

Geschichte der Medizin mit diesem seinem 21. Bande verliehen worden — mein größter wissenschaftlicher Ehrentitel.

Neben der Jahrhundertfeier der Universität beschäftigte mich 1909 das griechische Badewesen in seinem ganzen Umfang, namentlich auch seine Schilderung auf Vasenbildern und Reliefs, der Hermaphroditismus inversus, an Terrakotten dargestellt, und der frühe Druck eines Holländers über Kinderkrankheiten, aus dem mir die Herausschälung eines ganz frühmittelalterlichen pädiatrischen Textes glückte, den ich in größter Anzahl in den Handschriften später wirklich aufzuspüren vermochte. Auch begannen mich allmählich frühe Traktate über die Pest zu interessieren, einmal als relativ frühe Eigenleistungen des Mittelalters seit den Tagen des schwarzen Todes, ferner, weil sich auch deutsche Ärzte des Mittelalters früh nicht unrühmlich daran zu beteiligen begannen. Bestand doch bei mir noch immerfort die Absicht der Aufhellung der deutschen Leistung an der gelehrten lateinischen Medizin-Literatur des Mittelalters, zu welcher diese Pestliteratur die erste umfassende Studie bildete, der vorübergehend ein großer Teil meiner Forscherarbeit diente.

Auch einer anderen medizinischen Literaturform, in der das Mittelalter schriftstellerisch Eigenes leistete, wandte sich in wachsendem Maße mein Interesse zu, dem der Gesundheitsregimina, an die sich schließlich auch eine Untersuchung über das angebliche Salernitaner diätetische Gedicht anschloß.

Im August 1909 arbeitete ich einen Aufruf aus, dem die deutsche Naturforschergesellschaft möglichst große Verbreitung angedeihen ließ, worin ich genau darlegte, welche Form von urkundlichem Material aus der Vergangenheit der Naturforscherversammlung notwendig sei und in welcher Weise eine Mitarbeit seitens aller Forscher auf dem Gebiete der Fachgeschichte des 19. Jahrhunderts gewünscht werde. Das Ergebnis war ein so gut wie völlig negatives. Um so eifriger war ich selbst in kleinen ergographischen Studien zur Geschichte der Medizin des 19. Jahrhunderts, soweit sich mir irgend Gelegenheit dazu bot. Die nötigen Reisen nach den früheren Versammlungsorten waren sofort aufgenommen worden, ohne daß die anderen gelehrten Forschungsreisen darunter litten: Methode, Organisation und Rastlosigkeit, trotz Ruhe und Umsicht, und Haushalten mit den Kräften! Nachtarbeit blieb wie früher ausgeschlossen.

Um ein beruhigtes Weiterarbeiten auf dem Gebiete der deutschen und im weiteren Sinne „germanischen“ oder „teutonischen“ Texte des Mittelalters mir möglich zu machen, hatte ich an der Hand der gesamten germanistischen usw. Literatur seit dem 3. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine Zusammenstellung alles dessen unternommen, was in Zeitschriften und sonst wo von solchen medizinischen Texten erschienen ist, an das ich immer anzuknüpfen vermochte (Arch. III, 273—303).

Im Laufe dieses auch sonst so tatenreichen Jahres 1909 hatte ich auch meinen Anschluß an die in der Vorbereitung befindliche große internationale Ausstellung für Hygiene gefunden und die Oberleitung von deren historischer Abteilung übernommen. Ich gab bei der großen Tagung des Direktoriums und der Gruppenvorsitzenden der Ausstellung am 12. Februar 1910 den ersten ausführlichen öffentlichen Bericht, was die historische Abteilung wolle, wie sie sich von der modernen abgrenze und wie sie ihre Aufgabe angefaßt habe. Gleichzeitig war auch ein ausführliches gedrucktes Programm schon ausgegeben worden. Mein fähiger Mitarbeiter war Dr. med. Otto Neustätter, der schon längere Zeit vorher von K. A. Lingner mit dem Historischen betraut worden war.

Als zu Beginn des Jahres 1910 durch die Blätter die Nachricht ging, daß bei Verona das Grab eines altrömischen Arztes gefunden sei mit ärztlichen Instrumenten und daß auch allerlei Besonderes dabei gefunden worden sei, sah ich mir natürlich die Sache an und gab im Feuilleton der Frankfurter Zeitung Berichte über meine Nachprüfung. Das war so meine Art damals, bei Aufsehen erregenden Funden meines Faches. Aber auch als im gleichen Jahre das Charitékrankenhaus in Berlin sein 200jähriges Jubiläum feierte, war ich mit einem Festartikel zur Stelle (M. M. W. Nr. 19, v. 10. V. 10), so gut wie 4 Monate vorher zum 100jährigen Jubiläum der Hufelandschen Gesellschaft zu Berlin, wobei ich auf Hufelands Grab einen biographischen Gedächtniskranz gelegt hatte (ebenda Nr. 5). Auch bei der Jahrhundertfeier der Berliner medizinischen Fakultät war ich als Literat zur Stelle gewesen.

Während einer Studienreise nach Italien hatte ich im März des Jahres 1910 in Bologna auch die Freude, unter das Vorwort zum 2. Bändchen meiner „Klassiker“ meinen Namen zu setzen. Den Vortritt im 1. Bändchen hatte ich Harvey und Freund v. Toeply

gelassen, mir selbst Reils Büchlein über die Lebenskraft für das 2. erwählt. Dauernd in bescheidenen Grenzen gehalten, hat diese sorgfältig gewählte Klassikerserie um so sicherer ihr Leben bewahrt und ist bis zum 32. Bande gediehen, ein 33. und 34. sind in Vorbereitung. Mag sein, daß durch ein schnelleres Tempo — im ersten Jahre erschienen 9 Bändchen — und stärkere Ankurbelung der Reklamemaschine größere Erfolge zu erzielen gewesen wären. Ich zog die organische Weiterentwicklung dem Drange der Gewaltsamkeiten vor, wollte Wirkung werden ohne Tamtam. Ich hatte ja genügend Eisen im Feuer und konnte meine Unternehmungen alle durch die kommenden schweren Zeiten retten, wenn auch in den Jahren 1917—21 kein Klassikerbändchen herauskam.

Immer mehr war auch die ältere Geschichte der Krankheiten in meinen Studienbereich gerückt, namentlich die der Infektionskrankheiten, angefangen mit den im Hammurabigesetz genannten, und besonders zunächst bei der „Lepra" verweilend, nachdem die Pathologie der frühesten Frühzeit einer ersten prüfenden Erforschung und Darstellung unterzogen war. Es handelte sich dabei zum Teil um Parerga der großen Durcharbeitung der Geschichte der Hygiene nach allen Richtungen, die Ende des Jahres 1909 eingesetzt hatte.

Für den Sommer 1910 hatte ich eine Vorlesung über die Geschichte der Hygiene angemeldet und gehalten, um mich zu nötigen, noch einmal das gesamte Material an den Quellen durchzumustern, schon um für die Herstellung des Katalogs der Hygieneausstellung gerüstet zu sein, die für den Winter 1910 auf 1911 bevorstand. Die kleinen einleitenden Essays zu den einzelnen Katalogabschnitten, welche in ihrer Gesamtheit einen historischen Leitfaden in die Entwicklung der Hygiene bilden, entstanden meinerseits erst in den frühesten Morgenstunden des April 1911, als ich mit meiner Frau für die letzten Monate vor der Ausstellungseröffnung nach Dresden an das Terrassenufer übergesiedelt war. Für den letzten Ansturm zur Erledigung des großen Ausstellungswerkes im Westflügel des „Steinpalastes" hatten Neustätter und ich uns in das gesamte Material geteilt. Ich selbst hatte Prähistorik, alten Orient, klassisches Altertum und Mittelalter übernommen, Neustätter die letzten 4 Jahrhunderte. Die Hygiene des Islam lag in den Händen des Meißener Freundes Ernst Seidel, der ja schon seit einigen

Jahrzehnten fast mehr in Vorderasien lebte als in Europa und auch philologisch-historisch ein voller „Orientalist" geworden war. Bis zum Spätwinter 1910/11 hatten wir alles gemeinsam gearbeitet und (mit Beihilfe eines Ingenieurs) große Modellwerkstätten geschaffen, deren Erzeugnisse immer vollkommener wurden unter ständiger Kontrolle des ästhetisch-künstlerischen Tüftlers NEUSTÄTTER, der sich darin so recht ausleben konnte, eine unschätzbare Eigenschaft für die Erfüllung der uns mit der Ausstellung gewordenen Aufgaben. Auch die Modelleure selbst waren von einer Art begeisterten Taumels schließlich ergriffen gewesen, fiebernd darauf wartend, bis ich ihr Neuestes gesehen hatte, wenn ich nach immer kürzer werdenden Pausen nach Dresden kam.

Die Innenarchitektur meiner Räume hatte Freund GERMAN BESTELMEYER in schlichter Größe geschaffen. Zwei seiner Schüler standen mir Tag für Tag zur Seite, als ich daran ging, in den hergerichteten Räumen die Modelle aufzustellen, die Bilder und Reliefs an den Wänden zu gruppieren und die kleinen Objekte in die Vitrinen zu räumen, für mich ein rechtes Ausleben meiner künstlerischen Gestaltungskraft und Zielerfüllung des geistig Vorausgeschauten.

Drei Tage vor dem offiziellen Termin waren meine historischen Räume besuchsfertig und der Katalog gedruckt, der nach zwei Monaten einer neuen Auflage bedurfte.

Um alles Geliehene für die Zukunft und das damals schon geplante dauernde Museum zu bewahren, saß ich im heißesten Sommer arbeitsame Stunden in meinem Direktorzimmer im Hofe des Steinpalastes und untersuchte die Objekte, während unsere Werkstätten an deren Reproduktion arbeiteten, teilweise in edlem Material, da der Erfolg ja der Überschuß der Ausstellung gesichert war.

War ich vorher schon der interessanten Persönlichkeit KARL AUGUST LINGNERS näher getreten gewesen, so wuchs die Intimität mit der Erkenntnis LINGNERS von der Größe der Leistungen des geworbenen Mitarbeiters und den „Gaben" seiner Persönlichkeit. Mit LINGNERS schließlicher Übersiedelung während des Krieges nach Berlin verebbten die Beziehungen.

Noch heute aber bereitet es mir Freude, mich dessen zu erinnern, wie vollständig ausgebaut der Weg zum Beispiel durch die Räume der „Antike" war, beginnend mit Nahrung, Nahrungsbereitung, Kücheneinrichtung,

Schenktisch und Gastmahl, fortschreitend zur Behausung, mit allem Detail, vom Dach bis zum Abortraum in Haus und Öffentlichkeit, zur Lage des Hauses in den Straßenzügen, zur Heizungsvorrichtung und zum Beleuchtungswesen, zum Bade im Hause, in den Gymnasien, in den Thermen der großen Öffentlichkeit mit allen ihren Einzelheiten und Behelfen, auch bei den Tempelwaschungen. Es schloß sich an: Ruhe und Kühlung, im subtropischen Klima eine wichtige Aufgabe in Haus und Welt, vom Fächer zu den kleinen Kühlbrunnen für die Hausräume und der großen „Meta sudans", deren Kühlkegel bei uns in Betrieb gesetzt, den köstlichen Effekt in heißen Tagen erkennen ließ. Die menschenschonenden Arbeitsbehelfe waren ebensowenig vergessen, wie die römische Konstruktion des Straßenunterbaues, die Wasserversorgung in allen ihren Formen von Zisternen, Lauf- und Schöpfbrunnen, Quellhäusern und „Wasserschlössern", Wasserleitungen bis zum Riesenmodell der Peisistrateischen als Gipfel volkshygienischer Leistung in „Tyrannenzeiten" und des Aquäduktes des Justinian usw. Von Männer- und Frauengewandung in Hellas und Rom, von Haar- und Bartpflege und weiterer Kosmetik ging der Weg zu Tanz und Gymnastik, der Hochleistung des Griechentums in Körperkultur und Aktivität zur Gesundheit. Daß ich die hygienische Wissenschaft nicht vergaß, ja einen besonderen Raum ihr widmete, ebenso der Kinder- und Krankenpflege und schließlich der Bestattung von den Hockergräbern von Orchomenos und dem Kuppelgrab des Atreus in Mykenae, den Tuskergräbern bis zu den Nekropolen in Alexandreia und der Callistuskatakombe Roms in unbetretbarem Modellraum — mußte kaum gesagt werden.

Mit dieser Aufzählung verlasse ich die Historik auf der Hygieneausstellung, die in den Jahren 1910/11 einen so breiten Raum in meiner Lebensarbeit einnahm und verweise nochmals auf den gedruckten Katalog mit seinen 20394 Nummern und das reiche Material an photographischen Aufnahmen in der Bibliothek des Leipziger Institutes. Was im künftigen Museum in Dresden zu sehen sein wird, dürfte nur einen bescheidenen Teil des Damaligen bieten. Einige literarische Nachklänge sind in den „Skizzen" und in diesen „Abhandlungen" zugänglich, die sich auch im Übrigen gegenseitig ergänzen.

Auch sonst war das Jahr 1910/11 nicht völlig ertragsarm; wurde doch sogar eine neue Publikationsfolge mit G. Sticker und anderen Freunden geschaffen: „Zur historischen Biologie der Krankheitserreger". Ich benutzte deren 5. Heft zur Veröffentlichung meiner ersten ausführlich begründeten Stellungnahme gegen die jeder wahrhaften historischen Begründung bare Wiederaufnahme der alten Fiktion vom Import der Lues durch die ersten Amerikafahrer aus den Bahamainseln oder einer der beiden großen

Antillen — weil sie ein besonders eindrucksvolles Beispiel für eine neue epidemiologische „Wahrheit“ zu bilden schien, der des besonderen Wütens einer Infektionskrankheit beim Einbruch in ein noch „jungfräuliches Gebiet“, oder sich doch besonders schön dafür gebrauchen ließ!

Ein Kopenhagener Rezeptfund für „Male françose“ aus der Mitte des 15. Jahrhunderts, über den ich schon auf der Karlsruher Naturforscherversammlung kurz berichtet hatte, gab mir Veranlassung, nun endlich gegen eine von mir nicht anders als „historischer“ Unfug anschaubare moderne Marotte Stellung zu nehmen. Ich habe dann das ganze Material zur Frühgeschichte der Syphilis im Laufe weiterer 2 Jahre einer allergründlichsten Durchsicht unterzogen und schließlich meine ganze Schriftenserie hierzu und ihre Ergebnisse in einem Londoner Kongreßvortrag im Jahre 1913 und dessen Literaturangaben zusammengestellt. Auf das ganze „kulturgeschichtlich“ vortrefflich aufgeputzte Gerümpel des sog. Amerikanismus ernsthaft nochmals einzugehen, scheint vollkommen zwecklos: aus unhistorischem Wahne ist ein Glaubensartikel geworden. —

Auch den Krankheitsdämonismus und altgermanische Heilbräuche zergliedernd zu untersuchen und darzustellen trieb es mich damals. Ich erhielt zu gleicher Zeit die Anfrage von Johannes Hoops in Heidelberg, ob ich nicht am Reallexikon der germanischen Altertumskunde mitarbeiten wolle. Ein lockender Gedanke für den Germanisten von einst, und ich schlug ein.

Drei Tage nacheinander traf mich der doppelte Verlust zweier besonders hochgeschätzter, unersetzlicher Freunde zu Anfang des Jahres 1912: Julius L. Pagels in Berlin und Emil Wohlwills in Hamburg. Unglaublich, daß Pagel heut noch nicht ersetzt ist, wenigstens in seiner Lehrstellung! Die Einzigartigkeit Wohlwills in Hamburg schloß eine „Ersetzung“ aus. Ich selbst blieb darum nur um so rastloser bei meiner historischen Aufklärungsarbeit, über deren Einzelheiten ich nicht weiter Bericht gebe. Nach Pagels Tode hatte ich den historischen Abschnitt von „Virchow-Hirschs“ Jahresbericht übernommen und ihn so lang durchgeführt, bis im Kriegsgetümmel dieser Bericht der Schwierigkeiten nicht mehr Herr wurde. Den letzten abgelieferten Jahresabschnitt (1917) hat der Verlag weder gedruckt, noch zurückgegeben.

Im Januar des Jahres 1912 konnte ich in der Naturforschergesellschaft berichten, daß meine erste grundlegende Arbeit an ihrem historischen Archiv beendet sei, da ich an allen 50 Orten der Versammlung das urkundliche Material durchgearbeitet und für das Archiv ausgeschöpft habe. Meine Vorschläge fanden zum Teil Annahme. Eine abermalige Bitte durch die Presse um Einsendung von Briefen, biographischen Aufzeichnungen und Nekrologen von Naturforschern und Ärzten an das Archiv der Naturforschergesellschaft fand abermals fast völlig taube Ohren.

Auf der Münsterer Versammlung wurde auf meinen Vorschlag von der historischen, der anthropologischen und der pathologisch-anatomischen Sektion die Resolution angenommen, daß künftig bei allen staatlichen Expeditionen, bei denen die Aufdeckung von Gräbern und Gräberfeldern irgendwelcher Art erwartet werden müsse, von vornherein ein Anthropologe und ein pathologischer Anatom als Expeditionsteilnehmer mit in Rechnung gestellt werden müssen, denen die Untersuchung und Begutachtung der zutage zu fördernden menschlichen Reste anheim zu fallen habe.

In der Wissenschaft war ich mehr als vorher schon dazu übergegangen, neben die Handschriftenstudien auf den Bibliotheken umfangreiche Aktenstudien auf den Stadt- und Staatsarchiven zu setzen, die nach vielen hygienischen epidemiologischen und kulturgeschichtlichen Richtungen erfolgreich waren. Im Herbst 1913 nahm ich an dem letzten internationalen medizinischen Kongreß im August zu London teil, auf dem es interessant und höchst bezeichnend zu sehen war, wie auf den weiten Rasenflächen um das Schloß zu Windsor die Entente des Jahres 1914, feindlich sich von uns abschließend bereits gegen uns gruppierte, den Krieg gegen uns geistig schon vorwegnehmend, den wir angeblich im Sommer 1914 eigenwillig vom Zaun gebrochen haben sollen, weil — die anderen ihn wollten und vorbereiteten. —

In London sprach ich außer dem schon genannten Vortrag über den Ursprung der Syphilis, zusammenfassend über anatomische Illustrationen aus dem Altertum in der mittelalterlichen Tradition des Morgen- und Abendlandes.

Von besonderer Wichtigkeit schien mir unter den Funden dieses Jahres meines 60. Geburtstages die Bamberger Verteidigung der Beschäftigung mit der Heilkunde aus den Tagen der Mönchsmedizin neben vielen anderem, das ich übergehen muß.

Zu meinem 60. Geburtstag gaben Freunde als Festschrift von 55 Nummern den 6. Band des Archivs für die Geschichte der Naturwissenschaften heraus unter Redaktion von J. R. Schaefer mit ergreifenden Widmungsworten von Georg Sticker. An Depeschen und sonstigen Glückwünschen und Jubiläumsartikeln war kein Mangel; eine öffentliche Feier fand nicht statt.

Schon war die Arbeit an der großen internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik im Gange, zu der ich einen großen Überblick schuf über 3 Jahrtausende Graphik im Dienste der Wissenschaft, die den Mittelraum des linken Flügels in der Betonhalle (Halle der Kultur) füllte (vgl. S. 283ff.). Wie in diese Ausstellung der uns aufgedrängte Krieg hineinplatzte, ist bekannt. Das Jahresende sah mich in doppelter Stellung, als Lazarettarzt und Universitätslehrer in Uniform. Die Institutsarbeit ging weiter. Dissertationen wurden in den vier Kriegsjahren 11 zu Ende geführt. Manche derselben wurden in mehreren Verwundungswochen in der Heimat, im Feldlazarett und im Schützengraben gearbeitet. Mancher junge hoffnungsreiche Arzt wurde durch den Tod auf dem Schlachtfelde und im Lazarett von seiner Arbeit abgerufen. Auch die eigene gelehrte Arbeit ging trotz vieler Hindernisse in vermindertem Tempo unverdrossen weiter. „Mitteilungen" und „Archiv" wurden in langsam zusammenschwindendem Umfange ununterbrochen weitergeführt. Und als für das Archiv die Not aufs Höchste stieg, sammelten Freunde in Amerika in der Nachkriegszeit unter Führung von Professor John C. Hemmeter in Baltimore einen Dollarfonds, der über die schlimmste Zeit hinüberhalf, wie das am Schlusse des 17. Bandes in einem Nachwort auf S. 309 vor aller Welt in warmem Danke kundgegeben ist. Noch später trat dann die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft helfend ein.

Die Wiener Versammlung der Naturforscher war, vor dem Krieg die letzte, auch von uns gut besucht gewesen. Die für Hannover zum September 1914 vorbereitete verhinderte der Waffengang. Zum ersten Male kamen nach dem Kriege die deutschen Naturforscher 1920 zu Nauheim zusammen. Auch wir Historiker der Natur- und Heilkunde nahmen daran teil. Mir selbst war im Auftrage der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte die

Aufgabe geworden, die Gedächtnisrede auf ANDREAS VESALIUS zu halten, die schon für den Herbst 1914 vorgesehen gewesen war (vgl. S. 131 ff.). Eine Rückschau auf die 7 Gesellschaftsjahre seit der Wiener Tagung zeigte, daß erst im letzten Jahre die Schwierigkeiten für die Herstellung der Mitteilungen so groß geworden waren, daß der Vorsitzende sich zu besonderen Maßnahmen gedrängt sah. Sein Gedanke der Schaffung eines „Notstockes“ erwies sich glücklich und gab Luft, hauptsächlich durch das Eingreifen von Frankfurter und Kölner Freunden, aber auch aus der Allgemeinheit der Mitglieder heraus. Ein Rest von 1100 Goldmark liegt heute noch auf der Bank.

Eine Änderung in der Tagungsordnung der Gesellschaft Deutscher Naturforscher, die künftig nur noch jedes 2. Jahr zusammentreten wollen, wurde von mir als hoffnungsvoll begrüßt, weil unsere Historikergesellschaft so Gelegenheit fand, in den Zwischenjahren für sich allein zu tagen, wovon ich mir einen großen Vorteil für das innere Gesellschaftsleben versprach und gesammelte Aussprachen über wissenschaftliche und Organisationsfragen. Schon mit Rücksicht auf die Ernährung an den Versammlungsorten (damals eine dringende deutsche Lebensfrage), schien es mir geboten, Badeorte für unsere Sondertagungen zu wählen, die bei der Proviantierung immer noch eine gewisse Bevorzugung genossen. Da die Mehrzahl unserer Kongreßbesucher immer aus Medizinern bestand, war unsere Aufnahme in den mitteldeutschen Bädern überall sehr entgegenkommend, und so sind wir denn der Reihe nach zu erfolgreichen Tagungen in Kissingen 1921, Bad Steben 1923, Brückenau 1925 und Bad Homburg 1927 beisammen gewesen. Namentlich in dem furchtbaren Inflationsjahr 1923 war die Zusammenkunft in Bad Steben geradezu eine Tat des Mutes, da fast alle Gesellschaften ihre Tagungen in jenem Jahre abgesagt hatten. Die Naturforscher hatten 1922 ihre Jubiläumstagung in ihrem Gründungsorte Leipzig abgehalten, 1924 in Innsbruck, 1926 in Düsseldorf, 1928 in Hamburg. Stets war auch unsere Gesellschaft pünktlich und arbeitsfreudig zur Stelle gewesen. Mit dem Jahre 1921, seit dem Rücktritte MARCHANDS, war mir der Vorsitz der „Medizinischen Gesellschaft zu Leipzig“ übertragen worden, wodurch ich mit allen neuesten Fragen der aktuellen Medizin für 6 Jahre wieder in engste Fühlung trat.

Die Leipziger Jahrhunderttagung der Gesellschaft der Naturforscher hatte mich schon im voraus vor ganz besondere Aufgaben

gestellt, als Archivar und beauftragten Historiographen der Gesellschaft. Die Kriegs- und so überaus schweren Nachkriegsjahre hatten es unmöglich gemacht, eine Geschichte der Naturforscherversammlungen in dem Umfange zu schaffen, wie ich ihn 15 Jahre vorher im Programm vorgezeichnet hatte, die gleichzeitig eine Geschichte der Natur- und Heilkunde Deutschlands in diesen hundert Jahren 1822—1922 hatte sein sollen, gleichsam ein Ehrensaal für die Naturforscher- und Ärztepersönlichkeiten deutscher Zunge, die auf den Versammlungen hervorgetreten waren, von OKEN bis HELMHOLTZ und VIRCHOW, um nur einige Namen zu nennen. Die Grunddarstellung der eigentlichen Geschichte der Versammlungen seit 1822 hatte ich wohl so nebenher im Laufe der Jahre geschaffen. Sie hätte überarbeitet, zeitgemäß erweitert und ausgefüllt den ersten Band der Geschichte der Naturforscherversammlungen geboten, während den umfänglicheren 2. Teil eine Reihe von Fachgeschichten mehrerer Autoren hatten bilden sollen, deren Nominierung ich von der Versammlung in Hannover 1914 erhofft hatte.

Ein Manuskript zum ersten Teil lag also vor und ich sehe noch das entsetzte Gesicht unseres Herrn Schatzmeisters DUISBERG, als ich dies umfangreiche Schriftstück aus einer großen Mappe hervorwälzte bei einer Vorstandssitzung im Herbst 1921. Das Antlitz erhellte sich aber sofort wieder, als ich in meinem Vortrag fortfahrend es natürlich als völlig aussichtslos hinstellte, dies im Umfang von 35—40 Bogen nun auch wirklich zu drucken. Es sollte natürlich nur die (vorhandene!) Unterlage bilden für einen kurzen Überblick, dessen Umfang der Vorstand der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte bestimmen möge. Es wurden 2—3 Bogen(!) zugestanden und ich glaube mich in der kleinen Broschüre „Hundert Jahre deutscher Naturforscherversammlungen" zeitgemäß und würdig aus der Affäre gezogen zu haben. Nebenher schrieb ich gleichsam als Paradigma einer biographisch gefaßten Sonderdarstellung „RUDOLF VIRCHOW und die deutschen Naturforscherversammlungen", die als Buch von fast 20 Bogen gleichfalls zum Naturforscherjubiläum erschien.

Eine wirkliche Geschichte der Naturforscherversammlungen und der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte ist natürlich noch zu schreiben.

Für das Studienjahr 1922/23 war ich — nachdem der Fakultät im Jahre 1918 auf 19 vier Ordinarien zugewachsen waren, an deren

erster Stelle auch ich — zum Dekan der medizinischen Fakultät gewählt, für mich ein Jahr reich an innerem Erleben, auch nicht ganz arm an äußeren Ereignissen für Fakultät und Hochschule. War es doch das Jahr, in dem die Dresdener tierarzneiliche Hochschule als veterinärmedizinische Fakultät der Universität eingegliedert wurde! Für einen tatenfrohen Mann, der sich in alle Aufgaben und Verhältnisse stets mit seiner ganzen Persönlichkeit einfügen, einarbeiten und wenn nötig einsetzen muß, findet sich auch an einer halbtausendjährigen Organisation noch immer allerlei zu tun. Auch falls es nicht gelingt, alles nach Wunsch zum erkannten Ziele zu leiten, so sind doch Teilerfolge nicht ausgeschlossen. Galt es doch während meines Dekanats z. B. einen nicht unerheblichen Teil einer alten Stiftung gegen den ganzen übrigen Senat für meine Fakultät zu retten, was mir durch Vertiefung in die Sache und die Akten gelang, indem ich nachweisen konnte, überraschend für Senat und Regierung, daß der Stifter Mitglied des Verwaltungsausschusses der medizinischen Fakultät und selbst Arzt gewesen war, wodurch die ganze Sache ein anderes Gesicht gewann und die ganze Stiftung und alle ihre Einzelheiten erst recht verständlich wurden. Der Fakultät auch ein selbständiges eigenes Heim zu schaffen, wie ich erstrebte, gelang mir freilich nicht, aber auch an anderer Arbeit fehlte es nicht.

Das Dekanatsjahr wurde mir dadurch noch ein besonders schweres, daß mir am 19. März 1923 die treue Lebensgefährtin für immer entrissen wurde! —

Auf der Versammlung zu Steben wurde mir am Schluß als Vorklang meines 70. Geburtstages das erste Exemplar einer Plakette, mein Bild darstellend, überreicht, das Freunde von der Künstlerhand des Kollegen Otto Kleinschmidt hatten modellieren lassen. Begleitende Worte sprach Georg Sticker. Am Geburtstage selbst fand eine Feier im Institut statt, die durch eine überaus herzliche Rede des Rektors Steindorff eingeleitet wurde. Es sprachen ferner der Dekan Hertel und Delegierte verschiedener Vereinigungen, während die eigentliche Festrede mein Schüler Sigerist aus Zürich hielt, der auch einen Bericht über die Feier erscheinen ließ.[1]) Groß war die Zahl der Ehrungen und Gaben. Sie sind in den Mitteilungen XXII, 308 und XXIII, 111 zum Danke gewissenhaft aufgeführt.

---

[1]) Mielis, „Archivio di Storia delle Scienze". V, 2. S. 139—147.

Hier sei nur die Festschrift eines knappen Archivbandes erwähnt, die der Verlag im Stabilisierungsjahr zu opfern wagte, 20 kleinere Abhandlungen bringend, während 19 weitere damals ungedruckt bleiben mußten. Eine umfängliche internationale Festschrift hatten die Freunde HENRY E. SIGERIST und CHARLES SINGER herausgegeben, die von der Oxford University Press und dem Verlag Seldwyla gemeinsam verlegt, in wenig Wochen vergriffen war. Sir T. CLIFFORD ALLBUTT in Cambridge hatte die Widmungsworte geschrieben. 18 ausgewählte Autoren hatten Beiträge geliefert. Eine nach Materien systematisch geordnete Bibliographie meiner medizingeschichtlichen Arbeiten hatte SIGERIST am Ende beigesteuert. Schon zu Anfang des Jahres war im Bulletin of the society of medical History of Chicago, deren Ehrenmitglied ich schon lange bin (III, S. 1—50), eine vortreffliche Lebensschilderung meiner selbst und eine ausführliche chronologisch geordnete Bibliographie meiner Arbeiten aus den Federn von GARRISON und TASKER erschienen. Als Zeichen der sich durchsetzenden Befriedung und der beginnenden Neuschätzung deutscher Arbeit durfte ich es buchen, daß mir im Frühjahr 1926 die Ehrenmitgliedschaft bei der Royal Society of Medicine zu London verliehen wurde. Für die nationalen Vereinigungen unseres Faches wurde diese Befriedung formell durch den Leidener internationalen Kongreß für Medizingeschichte August 1927 besiegelt und durch meine anschließende Teilnahme an den Sitzungen des Vorstandes der Société Internationale d'Histoire de la Médicine zu Paris im Dezember 1927 und im Januar 1929. Das Übrige mag weiterer Evolution überlassen bleiben. —

Unterdessen war auch die Paracelsusausgabe in das Erfüllungsstadium eingetreten. Im Jahre 1914 hatte ich die ersten Schritte zur Herausgabe unternommen, die der Krieg zunächst unterbrach. 1918 trat ich in neue Verhandlungen ein und Mitte April 1918 wurde mit der Firma GEORG MÜLLER in München ein Vertrag abgeschlossen. Mit WILHELM MATTHIESSEN war ich schon seit Juli 1915 wegen PARACELSUS in Verkehr getreten. Revolution und Nachkriegsschwierigkeiten (selbst in der Papierbeschaffung) führten zu neuen Verzögerungen und es mußte noch ein Verlegerwechsel eintreten, ehe der Druck wirklich in Zug kam. Es mußte mein 70. Lebensjahr beginnen, ehe ich den ersten fertigen Band (VI.) in der Hand hatte, zu Ostern 1924 den 2. (VII). Während ich diese Zeilen schreibe,

hat im Januar 1929 die Korrektur der Fahnen des 7. Bandes (XII) aus Verlag und Druckerei R. OLDENBOURG, München-Berlin begonnen. Ich hatte manches von meinen Wünschen zur Text- und Druckgestaltung streichen müssen, ehe das Erscheinen der Ausgabe 1922 in regelmäßigen Gang kam.

Von besonders großem Eindruck war für mich eine Fahrt, die ich Ende März 1926 nach dem Ägäischen Meere unternahm zum Besuch der Insel des HIPPOKRATES, an Knidos vorbei nach Rhodos und durch die Zykladen zurück nach Athen, wo ich acht köstliche Tage verleben durfte. Reisebriefe, die ich darüber für eine Münchner Zeitung schrieb, geben von den tiefen Eindrücken Kunde, die ich dort im Süden erhielt. Sie sind dieser autobiographischen Skizze vorausgestellt (S. 311ff).[1]) In meinem 75. Jahre habe ich noch einmal eine größere wissenschaftliche Aufklärungsexpedition unternommen zu den Handschriftenschätzen Spaniens, zu der im kommenden Frühjahr noch eine Ergänzungsexpedition geplant ist, ehe ich damit meinerseits abschließend zu Ende zu kommen vermag.

Die Düsseldorfer Festsitzung zum 25jährigen Jubiläum der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften am 22. September 1926 ist noch in aller Leser Erinnerung. Sie erhielt dadurch eine besonders feierliche Folie, daß sie in dem gleichen Raume stattfinden konnte, in welchem 28 Jahre vorher die 1. Abteilung für „Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften" einer Naturforscherversammlung unter meinem Vorsitz als Einführendem hatte stattfinden dürfen, und durch die erstmalige Verleihung der auf meinen Namen geprägten Bildnis-Medaille für hervorragende Leistungen in Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften an die Herren EDMUND VON LIPPMANN und GEORG STICKER. —

Soll ich noch weiter in Einzelnem von meiner Arbeit reden? Ich denke die Leser nehmen mit dem Gebotenen vorlieb.

Man mag in meinem Leben auch noch so viel unverdiente Bevorzugungen durch die wohlwollende Göttin Zufall erblicken, ich hoffe, daß es auch als redliches und rastloses Arbeitsleben vorbildlich wirken kann.

---

[1]) Näheres in meinem kleinen Buche „Kos und Knidos, Erschautes, Erforschtes und Durchdachtes aus der südöstlichen Ägäis", mit 5 Karten u. 40 Abb. Verlag der Münchner Drucke 1927.

Doch indem ich dem Leser Lebewohl sage, trete ich im Schlußwort aus dem selbstgeschaffenen Zwange des objektiven Arbeitsberichtes heraus ins Allgemeine und doch als ein allereigenstes Persönliches Empfundene meiner Gesamtaufgabe an der Hochschule.

Die befreiende Wirkung, die ich draußen im Leben als Arzt von historischer Überschau über die Entwicklung heilenden Tuns an mir selbst erfahren hatte, ließ ich am Rheine nicht zurück. Sie galt es nun Andern zu vermitteln im Unterricht und weiteren Verkehr. Ich fühlte mich berufen, meine Hörer, die ich in der Einseitigkeit naturwissenschaftlich-medizinischer Zeitrichtung und überhaupt auf materialbelastetem Studienwege in die Enge gebannt sah trotz ihres großen Arbeitsfeldes, hinauszuführen in eine weitere, gelöstere Geistigkeit, in ein freies denkendes Ärztetum, wie die Geschichte es lehrt. Unmerklich führende, aller aufrüttelnden Gewaltsamkeit ferne, fast nur fermentative Einwirkung empfand ich zuerst als richtig, alles auf das befreiende Schlußergebnis einstellend.

Auf dem Boden der Universitas knüpfte ich allseitig an Historik und Archäologie an, sowohl bei der klassischen Antike, wie bei der vorderasiatischen, bei der Kultur des Islam wie bei der abendländischen des Mittelalters, bei der „Universalgeschichte“. Auch bei der Philosophie wurde der Anschluß gesucht und gefunden.

Galt es doch nicht nur sachliche und fachliche Gewißheit mir zu schaffen in tausend Fragen, und Mißverständnisse und Vorurteile zu beseitigen: weit vordringlicher war die zentrale Aufgabe, nach allen Seiten die Brücken wieder herzustellen von der Medizin zu den Geisteswissenschaften, von der Medizin des Heute zu der vor dem Bruch mit der Vergangenheit. Es standen ja nur noch ein paar Pfeiler und einige Traggerüstbogen; alles andere war dem Abbruch verfallen oder von selbst niedergebrochen.

In stiller zäher Arbeit, fast ohne Worte, suchte ich auch dieser Forderung zu dienen, deren Erfüllung heute nicht nur in Sichtweite gerückt, nein greifbar nahe ist. Der Weg zur eigenen Vergangenheit wie zur Vergangenheit überhaupt, zur Philosophie und den übrigen Geisteswissenschaften ist wieder gangbar und wird in steigendem Maße täglich beschritten zum Segen der Heilwissenschaft, der Ärztewelt und jeden wahren heilenden Tuns und — doch auch der Gegenseite zum Vorteil.

Es hat sich durchgesetzt, was als Ziel vor einem Menschenalter mir vorschwebte. Sicher nicht etwa als ausschließlicher oder auch nur vorwiegender Erfolg meines eigenen stillen Wirkens, das am Rade der Weiterentwicklung seine Kräfte treibend mit ansetzte. Mag sein, daß mein Mitwirken wenigen zum Bewußtsein kam, die nicht direkt unter seinem Eindruck standen, und auch diesen vielleicht nur zum Teil wirklich fühlbar wurde. Aber was schadet es, wenn eines frühen Arbeiters verwandter Zielsetzung vergessen wird von denen, die sich heute als Träger neuer Richtung und neuen Wesens fühlen. Ihm bleibt doch die ruhige Befriedigung über die endliche Wiederherstellung des Zusammenhangsgefühles mit ihrer Vergangenheit in der Heilkunde und über neue Geistigkeit in der Medizin. Hat er doch die Wandlung wachen Auges miterlebt, sah sie hervorkeimen und Kräfte gewinnen aus Anregungen medizingeschichtlichen Ursprunges!

Ungesucht, fast ungewollt kommen ihm die Worte Mephistos, wenn auch frei von allem mephistophelischen Beigeschmack, auf die Lippen, wie er dem jungen Leben und dem Spiel der Strömungen und Gegenströmungen zuschaut:

„Habe ich doch meine Freude dran!“

Im Freiheitskampfe des schwer sich durchsetzenden
Frühlings, Anfang März 1929

Karl Sudhoff



(Fortsetzung von Seite 2 des Inhalts.)

Für die Aufnahme von Dissertationen gelten besondere Bedingungen, welche vom Verlag bekanntgegeben werden

---

Alle Anfragen, Manuskriptsendungen usw. sind an das

Institut für Geschichte der Medizin, Leipzig C 1,
Talstraße 38 zu richten



EDUARD KAUFMANN

ord. Professor der allgemeinen Pathologie und patholog. Anatomie, Direktor des Patholog. Instituts der Universität Göttingen, Geheimer Medizinalrat

Lehrbuch der speziellen pathologischen Anatomie

Für Studierende und Ärzte

7. u. 8., völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage

ERSTER BAND
Mit 594 Abbildungen im Text und auf drei farbigen Tafeln, zuallermeist nach Originalzeichnungen des Verfassers.
Groß-Oktav. Seiten I—V, 1—998
geb. Rm. 40.—

ZWEITER BAND
Mit 393 Abbildungen im Text und auf vier farbigen Tafeln, zuallermeist nach Originalzeichnungen des Verfassers.
Groß-Oktav. Seiten 999—1962
geb. Rm. 40.—

„... es ist in seiner Art ein der höchsten Anerkennung würdiges Meisterwerk."
Berliner Klinische Wochenschrift.

Wir liefern unter Bezugnahme auf diese Anzeige einen ausführlichen Prospekt kostenlos

Walter de Gruyter & Co., Berlin W. 10, Genthiner Str. 38

Die Medizinalreform
Die Geschichte der ersten deutschen ärztlichen Standesbewegung von 1800–1850

von **Dr. med. KURT FINKENRATH, Berlin**

IV, 64 Seiten. 1929. 4°. Rm. 4.80

Bildet „Studien zur Geschichte der Medizin. Heft 17".
Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Sudhoff und Prof. Dr. Henry E. Sigerist, Leipzig.

Wer hat in unserer schnellebigen Zeit noch gewußt, daß es vor beinahe 100 Jahren eine ärztliche Standesbewegung gegeben hat, die weitgreifender, umfassender und kühner an die ärztlichen Berufsprobleme herantrat als je eine Zeit vorher oder nachher. Ein halbes Jahrhundert vor der Einführung der Sozialversicherung fordern Ärzte Krankenversicherungs-A.-G., gemeinsame ärztliche Abrechnungen oder Verkündung des Gesundheitswesens in hunderten von Büchern und Artikeln.

Die erste Standesgeschichte dieser bewegten Zeit schließt auch erstmalig die Beziehungen der Ärzte zur deutschen Revolution 1848/49 in sich ein, in der wir Männer mit Namen wie Börner, Eisenhardt, Jakobi, Loewe, Pagenstecher, Virchow u. a. verknüpft finden.

Ein historisches Buch mit umfassender Bibliographie, aber mehr noch ein Wegweiser für alle Zeitgenossen ärztlichen Standes, Wirtschafts- und Berufsfragen für alle, denen an sicherem Erfassen der Zusammenhänge gelegen ist.

Beiträge zur Kulturhygiene des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Deutschen Reiche

von **Dr. ALFONS FISCHER**, Karlsruhe

VI, 116 Seiten. 1928. 4°. Rm. 9.—

Bildet „Studien zur Geschichte der Medizin Heft 16".
Herausgeg. von Prof. Dr. Karl Sudhoff und Prof. Dr. Henry E. Sigerist, Leipzig

Was an Stoff zu einer Geschichte der Hygiene, verstreut in zahllosen Einzelschriften, von Medizin- oder Kulturhistorikern bisher dargeboten wurde, ist immer noch unzulänglich. Tausende von Fäden sind gesponnen worden; aber sie reichen noch nicht zu einem brauchbaren Gewebe aus. So kam es, daß Th. Weyl 1904 eine 355 Druckseiten umfassende Abhandlung „Zur Geschichte der sozialen Hygiene", die sich im wesentlichen mit den mittelalterlichen Zuständen beschäftigt, zu veröffentlichen gewagt hat. Diese an sich schätzenswerte, aber, wie gar nicht anders zu erwarten war, noch ungenügende Arbeit, bezeichnet der Verfasser selbst als einen mit „untrennbaren Mängeln behafteten Versuch", da Forschungsergebnisse in genügendem Maße fehlten.

Joh. Jessenius de Magna Jessen

Arzt und Rektor in Wittenberg und Prag, hingerichtet am 21. Juli 1621.
Ein Lebensbild aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von

Prof. Dr. FRIEDEL PICK †, Prag

VI, 315 S. mit 12 Fig. im Text, 7 Taf. u. einer Beilage. 1926. 4°. Rm. 30.—

Bildet „Studien zur Geschichte der Medizin Heft 15".
Herausgeg. von Prof. Dr. Karl Sudhoff und Prof. Dr. Henry E. Sigerist, Leipzig

Zentralblatt für Chirurgie: Neben wichtigen Einblicken in die damalige Medizin, in die Verhältnisse, besonders der Universität Prag, werden uns großartige Schilderungen der damaligen Zeit geboten. Das alles macht das Buch so wertvoll und interessant, daß es jedem, der nur einiges Interesse für die Geschichte der Medizin hat, wärmstens empfohlen werden kann. Er wird mit Vergnügen und Gewinn darin lesen. Die Ausstattung ist geradezu vorbildlich. Borchard, Charlottenburg.

Verlangen Sie bitte meinen ausführlichen Katalog „Medizin 1910/1928"

JOHANN AMBROSIUS BARTH / VERLAG / LEIPZIG

Metzger & Wittig, Leipzig